
H. REHWALDT
Tannenberg
BISCHOF & KLEIN VERLAG



Tannenberg rettet Ostpreußen

Druck von Bischof & Klein, Lengerich in Westfalen.
Zeichnungen von Hermann Rehwaldt

Hermann Rehwaldt

Tannenberg rettet Ostpreußen

Die Schlacht von Tannenberg



Bischof & Klein Verlag
Lengerich i. Westf.

Im Großen Hauptquartier

20. August 1914. Die Häuser der alten Rheinstadt Koblenz tragen reichen Flaggenschmuck. Buntgekleidete Frauen, hüteschwenkende Männer drängen sich in den Straßen all die Tage seit dem Kriegsausbruch, während endlose feldgraue Kolonnen, Blumen am Helm und an der Gewehrmündung, die jungen, sonnenverbrannten Gesichter vor Begeisterung glühend, fast ununterbrochen durch die Stadt westwärts ziehen, Infanterie, Kavallerie, Artillerie, Trains, Pioniere — das im Westen aufmarschierende Deutsche Volksheer. Glocken läuten immer neue Siege ein. Lüttich durch Ludendorff im Handstreich genommen, Namur durch 42er in Trümmer getrommelt, Sieg bei Saarburg — unaufhaltsam schien der Deutsche Vormarsch sich ins Herz Frankreichs einzufressen. Die begeisterte Menge in den Straßen, die marschierenden Truppen — sie sahen nur diese stolzen Siege, den Erfolg, den Deutschen Waffenruhm. Die Tage von Sedan, Metz, Mars-la-Tour schienen wiederzukehren und die endgültige Niederwerfung Frankreichs nur eine Frage von wenigen Wochen.

Im Großen Hauptquartier war in diesen Tagen die gleiche zuversichtliche und freudige Stimmung. Im Westen ging alles nach Wunsch. Der seinerzeit noch von dem Generalstabschef Graf Schlieffen aufgestellte, von seinem Nachfolger, General v. Moltke, im wesentlichen beibehaltene Aufmarschplan eines Zweifrontenkrieges bewährte sich reibungslos. Es galt, den Franzosen zu Boden zu

werfen, bevor der schwerfällige Russe, dazu noch durch Oesterreich-Ungarn tatkräftig angepackt, sein über das weite Riesenreich zerstreutes Millionenheer an der Deutschen Grenze versammelt haben und kampfbereit sein würde. Und die Entwicklung im Westen schien diese Berechnung, die Voraussetzung des Deutschen Erfolges, zu bestätigen. So fieberte in den Räumen des Großen Hauptquartiers des Deutschen Feldheeres zwar die ungeheure Spannung der gewaltigen Verantwortung und der dunklen Ungewißheit über die Einzelheiten der augenblicklichen Lage — die Nachrichtenmittel 1914 waren lange nicht so ausgebildet wie gegen Ende des Weltkrieges und ließen sich mit den heutigen nicht im entferntesten vergleichen — aber diese Spannung war von der freudigen Siegeszuversicht getragen, die sich auf die einlaufenden Meldungen mit gutem Gewissen stützen durfte.

Da läutete gegen 5 Uhr nachmittags der Fernsprecher. Eine Stimme vom anderen Ende des Deutschen Reichs verlangte den Chef des Generalstabes. General v. Moltke nahm den Hörer.

Weder General v. Moltke noch die anderen Herren, die um das Gespräch mit dem Oberkommando der einzigen Deutschen Armee, der 8., die den Deutschen Osten gegen den Einfall der Russen schützte, wußten, haben davon erzählt. Sie behielten die niederschmetternde Nachricht für sich, solange noch keine Entscheidung gefällt und die Lage endgültig geklärt war. Und doch: plötzlich trat in Koblenz ein jäher Stimmungswechsel ein.

Ein Großes Hauptquartier ist der Mittelpunkt der Nervenstränge des Heeres. Es ist mit dem Gehirn und dessen Tätigkeit und dessen Fähigkeiten im menschlichen

Körper zu vergleichen. Die äußeren Eindrücke, die Meldungen von den Fronten streben zu diesem Nervenmittelpunkt und wirken auf ihn viel stärker ein als auf andere Körperteile. Solch ein Gehirn ist höchst empfindsam und antwortet feinfühlig auf jeden Eindruck von außen.

Es lastet auf einem Großen Hauptquartier der übermenschliche Druck der ungeheuerlichen Verantwortung, Kopf und Herz eines Heeres zu sein, die Stelle, von der Sieg oder Niederlage in erster Linie abhängen. Wenn ein Regimentskommandeur durch einen falschen Entschluß einen Fehler macht und eine Niederlage, starke Verluste oder gar die Vernichtung seines Regiments verursacht, so wiegt ein solcher Fehler zwar für ihn persönlich schwer, bedeutet aber immerhin nicht den Verlust des ganzen Krieges und hat somit nicht Elend und Not eines ganzen Volkes zur Folge. Macht aber eine Oberste Heeresleitung, die höchste zentrale Kommandostelle des gesamten Heeres, einen schwerwiegenden Fehler, der den Verlust des Krieges nach sich zieht, dann lastet auf ihr die Verantwortung für all die ungeheuren Folgen für Volk und Vaterland.

Da kann man schon begreifen, daß diese Stelle, das Gehirnzentrum des Heeres, äußerst empfindsam ist. Und wenn dazu ihr Leiter, der verantwortliche Lenker der Operationen all der unzähligen Heere in West und Ost, der nach der Tradition der Deutschen Armee nicht der Oberste Kriegsherr, der Kaiser, sondern der Chef des Generalstabes war, besonders nervös und Empfindungen und Stimmungen unterworfen ist, dann steigert sich noch die Spannung im Großen Hauptquartier, und es vermag

aus froher Siegeszuversicht in dunkelste Verzweiflung zu schwingen.

General v. Moltke, der Chef des Generalstabes des Feldheeres, war ein solcher empfindsamer und nervöser Herr. Es war kein Wunder, daß nach seinem Gespräch mit General v. Prittwitz die Stimmung im Großen Hauptquartier jäh umschlug. Es lagerte sich wie Gewitterschwüle auf die Gemüter — es war auch ein drückendheißer Hochsommertag mit schweren blauen Gewitterwolken am Horizont. Und selbst die Siegesnachrichten aus dem Westen klangen nicht so freudig und hoffnungreich. Niemand wußte, was im Osten vorgefallen war, man hörte nur ein Raunen von einem Gespräch mit der 8. Armee, und doch legte sich eiserne Starre auf alle die energischen Soldatengesichter im großen Saal des Koblenzer Hofes. Gespräche verstummten, Ohren schienen unhörbaren Stimmen zu lauschen und die harten Augen den Vorhang der Zukunft durchdringen zu wollen.

Langsam — man wußte nicht, woher — sickerte es durch. Hie und da beugte sich der eine zum anderen, flüsterte etwas. Fester preßten sich Lippen zusammen, tiefer wurde die Falte zwischen den Augenbrauen. Schweigen folgte — finsteres, brütendes Schweigen.

„Haben Sie gehört? Prittwitz hat angerufen. Jawohl. Ein unglückliches Gefecht bei Gumbinnen. Ja, ziemlich bedeutende Verluste, namentlich beim I. A. K.*) Der Russe im langsamen Vormarsch. Natürlich in großer Uebermacht."

---

*) A. K. = Abkürzung für Armee-Korps. Ein aktives Armee-Korps bestand in der Regel aus 2 Divisionen zu je 2 Brigaden.

„Die russische Mobilisierung scheint also bereits früher durchgeführt worden zu sein? Heimlich? Was tun bloß unsere Agenten! Was, schon sibirische Korps festgestellt? Entsetzlich! Die 8. Armee geht zurück? Ja, wohin denn?"

„Bis hinter die Weichsel. Der Russe ist ihr von Polen her in die Flanke gefallen. Bei Mlava entwickelt sich eine starke Armee, ist schon bis Neidenburg vorgedrungen. Natürlich muß Prittwitz zurück. Von zwei Seiten durch überlegene Kräfte angegriffen..."

„Ganz Ostpreußen kampflos räumen! Furchtbar! Königsberg, Insterburg, Allenstein! Die Seesperre zwischen den Seen! Unvorstellbar. Ist denn die ganze Vorberechnung falsch gewesen? Kann eine Mobilmachung, ein Aufmarsch heimlich erfolgen, ohne daß unsere Agenten davon etwas merken? Gestatten Sie, es klingt unglaublich."

„Leider ist es so. Die 8. Armee rannte frontal an. Nach anfänglichen Erfolgen — die unvermeidliche Schlappe. François hat sich zu sehr vorgewagt. Sie geht zurück. Und dann — die Nachricht von Neidenburg."

Plötzlich taten die Flaggen draußen in den Straßen den Augen förmlich weh. Die unaufhörlich klingenden Lieder der durchmarschierenden Truppen — ein niederdrückender Vorwurf. Plötzlich schien ein Mißton im Glockenklang zu schrillen. Waren denn die Siege im Westen wirkliche Siege? Waren die Meldungen nicht übertrieben? Vielleicht ging der Feind nur zurück, um uns hineinzulocken? Vielleicht hatten wir gar nicht gesiegt?

Das Nervenbarometer im Großen Hauptquartier fiel. Die ungeheure Arbeit der Abteilungen wurde weiter geleistet. Meldungen wurden empfangen, weitergegeben, die

Stellungen auf die Karten eingetragen, Ferngespräche erledigt, Befehle erteilt, weitergeleitet, Listen geführt, Heeresberichte aufgesetzt, weitergegeben. Aber mechanisch arbeiteten die Hirne, sprachen die Lippen, schrieben die Hände. Im Hintergrund des Bewußtseins lastete der Druck: im Osten ist die Lage ernst.

In dieser Stimmung brach der Morgen des 21. August an. Wieder erklang die Wacht am Rhein und das Deutschlandlied in den Straßen, wieder hämmerte fester Marschtritt eisenbeschlagener Stiefel den Rhythmus des Krieges, donnerten schwere und leichte Batterien und Trainkolonnenen mit schweren Rädern über das Straßenpflaster und tönte der Wirbel der vorüberziehenden Kavallerieregimenter. Schwarz-weiß-rote Fahnen hingen bewegunglos in der stillen Sommerluft. An den Straßenecken, wo die Heeresberichte angeschlagen waren, staute sich die Menge der Zivilisten. Siegeszuversicht leuchtete in aller Augen, und Siegesstolz schwellte die unzähligen Brüste.

Doch im Großen Hauptquartier schien die Siegessonne nicht. Mit zu eisernen Masken erstarrten Gesichtern schritten Offiziere mit Mappen und Aktenbogen unter dem Arm durch die Korridore, saßen an Schreibtischen, vor Fernsprechern, beugten sich über Kartentische. Noch leiser, noch gedämpfter klangen die Stimmen hier, wo auch schon sonst aus Rücksicht auf die ungeheure Denkarbeit, die geleistet wurde, nur mit halber Stimme gesprochen wurde und kein lautes Wort fiel. Ab und zu sah einer der Arbeitenden auf, blickte gedankenversunken durchs offene Fenster auf die grünen Bäume draußen, und man sah, daß sein Sinnen fern im Osten weilte, wo sich

Deutschlands Geschick in diesen gewitterschwülen Tagen erfüllte.

Langsam schleppten sich die Stunden, und die Arbeit schien an diesem endlosen Tage noch schwerer, noch übermenschlicher auf einem zu lasten. Noch war keine Entscheidung gefallen. Man wußte nur — woher denn nur; denn die maßgeblichen Herren schwiegen eisern! — der Generalstabschef des Oberkommandos Ost, General Graf Waldersee, sei abgelöst, das Oberkommando praktisch ausgeschaltet, die Schlacht an der Grenze abgebrochen und die einzelnen zurückgehenden Korps der Führung ihrer Kommandierenden Generäle überlassen. Man wisperte, daß die rückläufige Bewegung weitergehe, daß das Aufgeben der Provinzen bis zur Weichsellinie nur eine Frage von Tagen sei. Die Nervenstränge des Großen Hauptquartiers zitterten vor verborgener Spannung.

Am nächsten Tage wurde der Entschluß gefaßt, und — die Stimmung sank nicht mehr. Es war ja nichts vorgefallen, was die Lage im Osten gebessert hätte. Aber schon der Entschluß löste die Spannung, die die Nerven zu zerreißen drohte. Das Oberkommando der 8. Armee wurde abberufen, also nicht nur der Generalstabschef Graf Waldersee, sondern auch der Oberbefehlshaber General v. Prittwitz. Auch der Nachfolger des Grafen Waldersee wurde gefunden, schleunigst aus Belgien zurückgeholt und stand nun am Abend des 22. August vor General v. Moltke.

Ein noch junger Generalmajor mit einem wie aus Erz gemeißelten Gesicht voll nordischen Adels, einem Gesicht, dessen alleiniger Ausdruck für einen oberflächlichen Beobachter der unbändige, übermenschliche Wille

war. Ein Wille, dem die moderne Festung Lüttich, die vielfache feindliche Ueberlegenheit kein Hindernis bedeuteten, der aus jedem Zug des gestrafften, ernsten Antlitzes sprach, aus dem herrischen Blick der großen blauen Augen blitzte und in der beherrschten, knappen, harten Sprache klang. Das war der Eindruck eines oberflächlichen Beobachters. Demjenigen aber, der tiefer in die Menschenseele zu schauen vermochte, offenbarte sich im Blick und in der Stimme des Generals eine tiefe, menschliche Güte, fast Weichherzigkeit, die durch das eiserne Pflichtgefühl, durch den ehernen Willen straff gebändigt wurde.

„Willkommen, lieber Ludendorff!" begrüßte General v. Moltke seinen alten, langjährigen Mitarbeiter. „Gott sei Dank, daß Sie kommen!"

Er bebte am ganzen massigen, etwas weichlichen Körper, der Mann, auf dessen Schultern die Verantwortung für die Deutschen Millionenheere, für Volk und Heimat ruhte. General Ludendorff war von dem Anblick des Generalstabschefs tief ergriffen.

„Ich schrieb Ihnen schon," fuhr Moltke, atemholend und den Schweiß mit dem Taschentuch von der Stirn abtupfend, fort, „die Lage im Osten ist rettungslos verfahren. Die Führung versagte vollkommen. Es scheint, daß General v. François seine Befugnisse überschritten und dadurch die Schlappe bei Gumbinnen verursacht hat. Aber die Führung hat die Nerven vollständig verloren, als die Meldung kam, daß von Mlawa her starke russische Kräfte auf Neidenburg im Anmarsch sind. Sie sind der einzige Mann, der vielleicht noch die Lage retten kann. Ich verlasse mich auf Sie. Ich weiß keinen anderen...

Kein Mensch kann Sie natürlich dafür verantwortlich machen, was geschehen ist, aber ich kenne Sie. Ihre Energie kann noch das Schlimmste abwenden. Ich zweifle keinen Augenblick, daß Sie diesem ehrenvollen Ruf des Obersten Kriegsherrn folgen werden."

„Jawohl, Exzellenz." Das kam so ruhig und fest von Ludendorffs Lippen, daß sein Vorgesetzter den furchtbaren Druck förmlich von seiner Brust weichen spürte. Er atmete auf und fuhr noch einmal mit dem feinen, weißen Tuch über die hohe Stirn.

„Ich wußte es!" sagte er erleichtert und reichte dem Jüngeren in sichtlicher Bewegung die Hand. Kaum merklich klangen die Sporen, als General Ludendorff die Hacken leicht zusammennahm, und sein Händedruck war fest und irgendwie Mut einflößend.

„Für das Oberkommando sind Sie leider zu jung," sagte Moltke mit einem schwachen Lächeln, daß dem im Militärkabinett herrschenden „Zopf" galt. „Die Herren vom Militärkabinett haben überdies keine übermäßige Neigung für Ihre Person. Bedauerlich, aber auch damit müssen wir rechnen. Sie sind nicht der Mann, der in einer solchen Lage nachträgt, ich weiß es. Sie melden sich nachher bei Majestät. Ich habe dafür gesorgt, daß dort wenigstens das Unrecht wieder gut gemacht wird, das man Ihnen 1913 zugefügt. Wir haben uns also lange den Kopf darüber zerbrochen, wer das Oberkommando erhalten soll. Sie sollen vollständige Freiheit der Entschlüsse bewahren, verstehen Sie mich? Der Oberbefehlshaber soll lediglich mit der Wucht der Dienstjahre Ihren Anweisungen bei den Generalkommandos Nachdruck verschaffen. Sie haben ein paar ältere Herren da, die...

Nun, ein Kommandierender General kommt bekanntlich in Friedenszeiten gleich nächst dem Herrgott. Und es fällt ihnen schwer, im Kriege umzulernen. General v. Lyncker*) hatte schließlich die ausgezeichnete Idee, General v. Hindenburg das Oberkommando zu übertragen. Der wird Ihnen keine Schwierigkeiten machen, lieber Ludendorff. Kennen Sie ihn? Er ist jetzt im Ruhestand, ich glaube, in Hannover."

„Ich habe nicht die Ehre, Exzellenz. Ich gehe wohl nicht fehl in der Annahme, daß Exzellenz v. Hindenburg davon unterrichtet wird... ich meine, von der Freiheit der Entschlüsse..."

„Selbstverständlich, natürlich. Kommen Sie, ich werde Sie rasch über die Lage unterrichten."

Sie traten vor die große Generalstabskarte der Ostprovinzen, die mit roten und blauen Strichen, Pfeilen, Punkten und Figuren die Lage der Fronten anzeigte.

An diesem Abend trat eine völlige Wandlung der Stimmung im Großen Hauptquartier ein. Niemand vermochte zu sagen, worauf dieser Umschwung zurückzuführen war. Am Morgen des 23. sah man wieder lächelnde Gesichter, hörte hier und da einen leisen Scherz, lauschte mit stolzem Glück den siegfrohen Liedern vorüberziehender Kolonnen, erfreute sich an dem Fahnenmeer über den Häusern. Es war wie ein Wunder. Plötzlich, ohne sichtlichen Anlaß, war der niederziehende Druck, die ungeheure Spannung gewichen, und alle Dinge des Krieges gewannen an Zuversichtlichkeit und Hoffnung. Selbst die Lage im Westen schien wieder rosig, und der Sieg des

*) Chef des Militärkabinetts des Kaisers, einer Behörde, der die Besetzung der militärischen Kommandostellen usw. oblag.

Kronprinzen bei Longwy fand uneingeschränkte Würdigung. Die 6. Armee stand am Vorabend eines entscheidenden Sieges, der die Franzosen in die Vogesen zu werfen versprach. Der Herzog v. Württemberg siegte bei Bouillon in Lothringen. Alles ging wieder planmäßig und nach Wunsch.

Und warum? Warum wich die Spannung, die Niedergeschlagenheit? Warum begannen die mit unmenschlicher Arbeit überlasteten Herren des Generalstabes wieder klar und ungetrübt zu sehen? Es war doch gar nichts geschehen, rein gar nichts. Die 8. Armee ging immer noch zurück, in der rechten Flanke bedroht, von hinten durch langsam nachrückenden Feind bedrängt. Ostpreußen schien immer noch dem Feind preisgegeben. Und doch?

Ludendorff war dagewesen und hatte die Aufgabe übernommen, die Lage im Osten zu retten. Ein Mann, dem der Wille förmlich die leibliche Hülle sprengte, sich auf andere übertrug und alles, Feind und Freund, in seinen Bann schlug. Ein Mann, dessen Leistungen im Großen Generalstabe in Heereskreisen allgemein bekannt waren, der als Nichtadeliger mit 49 Jahren trotz seinem gespannten Verhältnis zum Militärkabinett und Kriegsministerium Generalmajor wurde, der den Handstreich auf Lüttich durchführte und zum siegreichen Ende geführt hatte — dieser Mann war die Hoffnung und Zuversicht des Großen Hauptquartiers. Er hatte einige Stunden mit Moltke und einige Minuten mit dem Kaiser gesprochen, der sich bei dieser Gelegenheit erinnerte, daß er ihm den Orden Pour-le-mérite für Lüttich verliehen aber noch nicht überreicht hatte, und dies nun — etwas spät — nachholte. Nun fuhr er im Extrazug über Hannover, wo

er den General v. Hindenburg abholte, gen Osten, und inzwischen waren seine ersten Befehle von Koblenz aus an das Hauptquartier der 8. Armee gegangen.

Mit Ludendorff reisten die Hoffnungen und Erwartungen des Großen Hauptquartieres nach dem Osten. Hinter ihm blieb neue Zuversicht und Siegfreude im Koblenzer Hof. Er hatte die Erwartungen nicht getäuscht.

Rückzugsstimmung

Vater Petereit trieb die müden Gäule immer wieder an. Auf den hastig in den Wagen gepackten karierten Betten, Bündeln, Körben hielt sich krampfhaft die vielköpfige Familie fest, und die kleine Olga, die wohl von kommenden Zähnen geplagt wurde, plärrte leise, aber kläglich auf dem Schoß der Mutter. Die anderen Kinder — sechs Stück, wie die Orgelpfeifen — saßen mit nach rückwärts gewandten Köpfen, wie es gerade kam, auf den Gepäckstücken, ließen sich geduldig, und eigentlich ohne es zu merken, durchschütteln und lauschten immerzu dem fernen, schwachen Donner der Geschütze. Da war eine Schlacht im Gange drüben hinter der Angerapp, und schwere, graue Rauchwolken verdüsterten den östlichen Horizont, bis zu den aufgetürmten Gewitterwolken oben aufsteigend. Zehn, zwölf Bauerngefährte ratterten westwärts dahin, von müden Gäulen gezogen, mit allerlei Hausrat planlos bepackt — sie warfen zumeist in der heißen Eile gerade das auf den Wagen, was ihnen unter die Hand geriet, wertloses Zeug und wichtige Gegenstände, alles durcheinander. Denn der Russe saß ihnen auf den Fersen, bis sie hinter die Deutschen Linien kamen und vorgehende Deutsche Infanterie mit blitzenden Augen als Retter begrüßten. An Kanonen kamen sie vorbei, mußten Munitionskolonnen ausweichen und Sanitätswagen durchlassen. Und weiße Schrappnellwölkchen blühten auf und

zergingen nach einer Weile hoch über ihren Köpfen, nachdem sie einen Hagel prasselnder Metallkugeln mit kotzendem Geräusch herniedergesandt hatten.

Die Rauchwolken hinten bedeuteten, daß ihre Häuser vom einziehenden Feind niedergebrannt, ihre Scheunen und ihre Ernte, die Frucht schwerer, schweißtreibender und schwielenverhärtender Arbeit. Sie bedeuteten, daß sie, die ostpreußischen Bauern, jetzt heimatlos und obdachlos waren. Sie bedeuteten, daß der Krieg sie gleich zu Beginn mit Raubtiergriff gepackt und nur ihre Leiber auf die staubige Landstraße ausgespien hatte.



Und sie trotteten stumpf neben ihren Gefährten, noch unfähig, die Tragweite des Ganzen in Gedanken zu erfassen, noch halb im Verdacht, sie träumten und würden in ihrer altgewohnten, altvertrauten Kammer erwachen. Die Kinder aber waren mitten drin im Geschehen. Mit blitzenden Augen schauten sie um sich und sahen alles. Sie sahen die müden Infanteristen über die Stoppelfelder

in dünnen Schützenketten vorgehen und die Unteroffiziere mit grimmigem Fluch und rollendem Auge ihre Leute antreiben. Sie sahen einen Fernsprechertrupp hinter einem Gebüsch kauern und an braunen lackierten Holzkästen hantieren, mit unförmigen, schweren Hörmuscheln am Ohr und mit komischen Summerpfeifen im Mund. Sie sahen rastende Verwundete am Straßenrand, um die sich schwitzende Sanitäter bemühten. Sie sahen jagende Ordonnanzen auf schweißdunklen Pferden, hohe Offiziere mit viel Rot an der Hose und Gold am Kragen, griffbereite Feldstecher vor der Brust, Karten auf dem Sattelknopf ausgebreitet, auf langbeinigen, nervös mit den Ohren scherenden Vollblütern daherreiten oder auf Hügeln oder an Dorfausgängen halten. Sie sahen erschreckte Krähen in Schwärmen hin und her flattern und völlig kopflos gewordene Hasen in blöden Kurven über die Stoppeln rasen. Sie sahen alles und nahmen es mit allen Sinnen auf, unbekümmert um ihre eigene Lage und um die Not und den Kummer der Eltern. Es war alles so herrlich neu und so furchtbar interessant — so ein Krieg mit den vielen Soldaten und dem vielen Geschieße.

Besonders der vierzehnjährige Hans war von dem Geschehen gepackt. Seine beiden blauen Augen reichten einfach nicht aus, um alles zu sehen, zu erfassen. Sie tanzten über die Gegend, gierig, nichts zu verpassen und alles festzuhalten. O, daß er mit diesem eilig nach vorn strebenden Trupp Infanterie nicht mitdurfte! Komisch, daß sie auf sein begeistertes Hurra kaum antworteten — mit einem halben Lächeln, einem gleichgültigen oder abwesenden Blick. Sie hatten alle die gleichen erhitzten roten Gesichter und einen Blick, der scheinbar mit der Gegen-

wart nichts zu tun hatte: er weilte gleichsam bereits irgendwo weit, weit, wo es keinen Alltag gab. Nur der dicke Sergeant, der am Schluß der Kompagnie seinen runden Bauch jovial und gewichtig trug, lachte den Jungen an und winkte sogar — der mit dem roten Walroßschnurrbart.

Eigenartig. Je weiter sie sich nach Westen entfernten, um so lauter scholl der Kanonendonner. Kam denn die Schlacht näher? Dann mußten also die unsrigen — — Vater Petereit wagte nicht, den Gedanken zu Ende zu denken. Er trieb die erschöpften Pferde zu größerer Hast an, warf seiner Frau einen besorgten Blick zu und stapfte im Staub weiter. Gott sei Dank, sie schien sich darüber keine Gedanken zu machen. Sie suchte die sechs Monate alte Olga zu beruhigen und schenkte ihrer Umgebung keine Aufmerksamkeit. Nur wenn der Wagen besonders hart auf der Straße rumpelte, sah sie kurz auf und rief:

„Langsamer, Petereit! Die Kinder! Wir fallen alle runter!"

Langsamer! Und die Russen? Da — schon wieder scholl es von hinten:

„Straße frei!"

Er zerrte an den Zügeln, daß der Wagen fast in den Straßengraben fuhr. Artillerie. Mit zwölf schweren Gäulen bespannte schwere Geschütze. Wild pfeifen die Peitschen der Fahrer über den schweißnassen Pferderücken. Schaum hängt den Gäulen vor dem Maul, an den Kumten. Schweigend und schwer atmend stapfen die Kanoniere neben und hinter den Geschützen. Der Hauptmann überholt die Artillerie im Trab. Sein hageres, scharf geschnittenes Gesicht ist ausdruckslos. Eine Batterie, eine

andere, eine dritte... Ein ganzes Regiment. In Richtung West. Munitionskolonnen schließen sich an. Trains, dann wieder Infanterie. Kompagnie auf Kompagnie. Dazwischen, daneben — Sanitätswagen mit dem Roten Kreuz. Wieder Infanterie. Stundenlang liegen die Bauerngefährte am Straßenrand, und der Donner der Kanonen hinter ihnen rückt immer näher. Schon hört man das scharfe Tacken der Maschinengewehre, das unaufhörliche Knattern der Gewehre.

Rückzug. Entsetzen ergreift das Herz des Bauern Petereit. Der Russe sitzt auf den Fersen. Und — sie können nicht vorwärts. Er wendet sich an einen vorüberreitenden Offizier. Der zuckt die Achseln. Was ist da zu tun. Die Truppen gehen vor. Die Wehrmacht muß erhalten werden. Vielleicht später...

Dann reißt endlich der Heerwurm ab. Petereit schlägt auf die Gäule ein, spannt sich selbst in die Räder. Die Bauernwagen setzen sich in Bewegung. Dann sprengt wieder ein Offizier auf schaumbedecktem Rappen heran:

„Straße frei! Dalli! Artillerie kommt!"

Wieder am Straßengraben. Das Entsetzen war gewichen. Leere Verzweiflung stiert aus dem Blick. Auch die Frauen haben begriffen. Erst wimmerten, jammerten sie. Jetzt schauen sie mit stumpfem Blick auf die zurückpreschende Feldartillerie. Hans aber sieht, wie die Abteilung in halsbrecherischem Galopp auf den Stoppelacker einbiegt, wie die Batterien, jedes Geschütz für sich, eine schlanke Wendung ausführen, wie die Kanoniere von den Protzen und Geschützen herunterspritzen, die Lafettenschwänze von den Protzen reißen, wie die Gespanne, wie von Wölfen gejagt, davonpreschen... Und dann donnert

eine Gruppe nach der anderen, und die Geschosse heulen über die Köpfe der Flüchtlinge hinweg zurück, wo nur noch das Schützenfeuer prasselt, als schmeiße einer handweise Erbsen gegen eine Fensterscheibe.

Wieder rückt der Flüchtlingszug einige hundert Meter vor. Und über ihren Köpfen blähen sich wieder weiße Schrappnellwölkchen auf, hängen eine Weile träge im Blau, zergehen dann in nichts, während wieder andere neben ihnen aufblühen. Es gibt die ersten Verwundeten unter den mitten in die Schlacht geratenen Flüchtlingen. Eine Frau wimmert laut, und ein vorüberhastender Sanitäter der Artillerie, der eigentlich anderes zu tun hätte, bleibt stehen, verbindet sie mit derbem Scherz, eilt dann geschäftig davon.

Die Artillerie auf dem Hügelrücken protzt auf, prescht in einer Staubwolke davon. Und nun nähern sich zurückgehende Schützenketten. Grau wie die Waffenröcke die verstaubten Gesichter, in die der Schweiß dunkle Bäche gegraben. Hie und da einer, an dessen Kopf das weiße Linnen des frischen Verbandes leuchtet. Hie und da Gruppen, die sich gegenseitig stützen, einzelne, die ihr Gewehr als Wanderstock und Krücke benutzen. Da liegt unbeweglich eine graue Gestalt, wie zwischen den gelben Stoppeln vergessen. Hier stürzt plötzlich einer, als habe ihm eine unsichtbare Hand die Knochen aus dem Leibe gerissen und er nur noch ein weicher, markloser Sack von Kleidern, Haut und Fleisch wäre.

Hans Petereit fühlt, daß ein harter Klumpen in seiner Kehle hochsteigt, ihn würgt, zum Brechen reizt. Doch seine Augen können nicht anders. Gierig tanzen sie in der Gegend herum, schauen, sehen...

Dem Vater Petereit wird es plötzlich bewußt, daß sie mitten zwischen den beiden feindlichen Armeen sind. Vorn im Westen entfernen sich die letzten Nachhuttruppen der Deutschen. Hinten müssen die Russen sein. Aber noch ist von ihnen nichts zu sehen. Und die Abendröte zündet bereits ihre leuchtenden Flammen vor den Flüchtlingen, schaut durch feurig glühende Wolkenrisse des abziehenden Gewitters, das sich nicht entladen und die ganze Schwüle hinterlassen hat. Petereit treibt die Pferde vergeblich an.

Der Wagen vor ihm neigt sich zur Seite, stürzt schwer. Die beiden Insassen, der alte Großvater Jotwieschat mit seiner Alten, rutschen langsam in den Straßengraben. Petereit lenkt um den gestürzten Wagen herum, bleibt einen Augenblick zögernd stehen — man müßte den alten Leuten eigentlich helfen. Dann denkt er an die acht Köpfe auf seinem Wagen und haut grimmig auf die Gäule. Er darf die Alten nicht aufnehmen. Die Pferde sind ja sowieso schon fast hin. Das geht nicht, und die eigene Familie geht vor.

Hinten knallt es einige Male. Die Russen!... Ho! Vorwärts! Los!... Die Pferde ziehen, was sie können.

„Vater!" ruft Hans vom Wagen. „Vater, was ist das?"

„Halt den Mund!" antwortet Petereit finster. „Was soll's schon sein?"

Wieder knallt es hinten. Tsck! Tsck! macht es oben über den Köpfen der Flüchtlinge. Auch Petereit horcht auf. Was war es?

„Vater, was ist's denn? Va..." Hansens Stimme bricht ab mit einem ganz kleinen kläglichen Aufschrei. Petereit fährt herum, als seine Frau wild aufschreit.

„Petereit! Der Hans! Petereit!... Den Hans haben sie mir erschossen!"

Da hängt er, von der Mutter an den Beinen festgehalten, halb vom Wagen herunter, und rotes Blut sickert tropfenweise aus seiner braunen Schläfe auf das flachsgelbe Haar, tropft dann herab in den grauen Staub...

Die übrigen Wagen überholen Petereit. Stumpf schauen die Flüchtlinge auf die weinende Mutter auf dem Haufen blaukarierter Betten, die ratlosen Kinder, die das Geschehen nicht begreifen, auf den Vater, der sich über den leblosen Körper seines Aeltesten beugt. Eine Staubwolke überzieht dieses Bild der Verzweiflung und des Jammers mit einem von der Abendröte blutig gefärbten Schleier...

Hinten tauchen einige Reiter auf kleinen nervigen Pferden auf. Die Petereits achten nicht darauf. Auch die beiden Jotwieschats, die ihren Wagen mit eigener Kraft nicht aufrichten konnten, stehen stumpf neben ihrem umgekippten Gefährt und scheinen allen Anteil an dem Geschehen verloren zu haben.

Die Reiter verweilen einige Minuten auf der Landstraße, spähen angestrengt auf die Gruppe Menschen und Pferde. Dann reiten sie langsam und lauernd heran, Karabiner schußbereit quer über dem Sattelknopf. Sie haben verwegene, braungebrannte Gesichter mit kühnen Räuberaugen, und ein schwarzer Schopf fällt unter dem Schirm der keck auf einem Ohr sitzenden Mütze auf Stirn und Auge. Sie tragen grüngraue Blusen mit weichem, niedrigem Stehkragen und blaue, weite Hosen mit breiten

roten Streifen. Ein krummer Säbel in schwarzer Scheide baumelt links vom Wehrgehänge.

Petereit schaut erst auf, als sie ganz dicht heran sind und ihn in fremder Sprache anrufen. Russen, Kosaken. Ihm ist es gleich. Sollen sie auch ihn und die übrigen totschlagen.

Die Reiter machen keine Anstalten dazu. Sie fragen offenbar etwas, was Petereit nicht versteht. Sie blicken auf den toten Knaben, und ihre Gesichter drücken zweifellos Mitleid aus. Sie beraten kurz miteinander, der eine langt in die Tasche, steckt der heulenden Olga ein schmutziges Stück Zucker in den Mund, dann schlagen sie mit ihren ledernen Reitpeitschen auf die Pferde und jagen davon, westwärts, wohin die Deutschen abgezogen waren.

— — —

Marschieren und marschieren. Und immer westwärts, zurück. Die Gesichter der Musketiere wurden hart und ihre Augen leer. Die Müdigkeit machte sich doppelt bemerkbar auf dem Rückzug. Hinter ihnen rauchten niedergebrannte Dörfer und Gehöfte. Hinter ihnen wurde ihre Heimat dem Zugriff des Feindes preisgegeben. Hinter ihnen plünderten und mordeten die Kosaken, von denen schauerliche Geschichten erzählt wurden. Was davon wahr war, wußte keiner. Aber in der Stimmung des Rückzugs war man geneigt, all diesen Schauermären zu glauben.

Die meisten stammten aus der Gegend. Die meisten wußten ihre Eltern, ihre Geschwister, ihr Haus und Hof in den brutalen Händen des Feindes. Die meisten hatten mit Begeisterung die Kämpfe an der Ostgrenze mitgemacht, weil sie wußten, daß sie ihre, ihre engere Heimat schützten.

Mit beispiellosem Schwung stürmten sie vor Gumbinnen, bei Stallupönen. Warfen den an Zahl überlegenen Feind, drängten ihn zurück, obgleich auch eigene Verluste nicht leicht waren, weil die Führung noch an Manövervorstellungen klebte und frontal angreifen ließ, ohne sich um Verluste zu kümmern. Das I. A. K. blutete schwer, kämpfte aber, wie eben nur Deutsche Soldaten kämpfen können.

Und nun plötzlich hieß es — zurück! Befehl ist Befehl, und preußische Soldaten führen den Befehl aus. Aber sie begriffen nicht, warum sie zurück mußten. Sie begriffen nicht, warum sie den schon wankenden Feind nicht völlig werfen durften. Verluste? Nun, es war Krieg, und die Heimat lag hinter einem, die geschützt werden mußte. Warum zurück?

Stumm marschierten die Kolonnen auf staubigen, durch die Sommerhitze ausgedörrten Straßen, ließen sich in Militärzüge verladen und nach Westen fahren. Stumm durchzogen sie erschreckte, ratlose Städtchen und Dörfer, in denen die Bevölkerung eiligst ihren Hausrat auf alle möglichen Gefährte verpackte, die Wohnungen verschloß und das Vieh aus den Ställen und westwärts trieb. Die Straßen waren durch Flüchtlingszüge verstopft, und den Offizieren und Mannschaften blutete das Herz, wenn sie all diese hilflosen, verzweifelten Menschen in den Straßengraben treiben mußten, um den abziehenden Truppen den Weg frei zu machen. Aber da war nichts zu machen. Die Truppen gingen vor, mußten Deutschland erhalten bleiben. Die Zivilbevölkerung mußte sich allein helfen.

Zurück, zurück. In Eilmärschen wurde aus den müden Beinen alles herausgeholt, was sie nur hergeben konnten. Die Lösung vom Feinde gelang ausgezeichnet.

Der Russe traute dem Feinde nicht, vermutete eine Falle. Nur kleine Kosakenpatrouillen hingen den Abziehenden an den Fersen, sofort verschwindend, wenn sich der Deutsche umwandte. General v. Rennenkampf, der Führer der Russischen Armee, glaubte nicht recht an seinen Sieg. Die Deutschen wollten ihn nur auf ihr Gebiet hereinlocken, um ihn dann meuchlings zu überfallen. So folgte er langsam und bedächtig, ohne Rücksicht darauf, ob seine Vorhuten Fühlung mit dem abziehenden Feind behielten oder nicht. Die Kosaken brannten alle irgendwie verdächtigen Gebäude nieder, plünderten wohl auch hier und da, doch im allgemeinen hielt der Russe scharfe Zucht in seinen Reihen, und Ausschreitungen kamen nur vereinzelt vor.

Aber auch so war das Schicksal der dagebliebenen Bevölkerung grauenvoll. Einquartierungen, scharfe Verhöre, Requisitionen aller irgendwie erreichbaren Lebensmittel, Hunger — all die Not und das Elend feindlicher Besetzung mußten die Ostpreußen auskosten. Flüchtlinge, die noch auf den Straßen lagen, wurden rücksichtslos in den Straßengraben geworfen, damit russisches Militär passieren konnte. Wehrfähige Männer wurden zusammengetrieben und nach Rußland in die Gefangenschaft abtransportiert. Es waren nicht viele, die meisten hatten sich schon in Sicherheit gebracht. Aber auch um die wenigen weinten Mütter, Frauen, Kinder.

Und der östliche Himmel hing schwer in grau-schwarzen Rauchwolken.

Das alles lastete auf der abziehenden Truppe. Ihr Herz war wie mit unsichtbaren Strängen mit dem Land verbunden, das sie verließ, und je weiter sie sich davon entfernte, um so stärker spannten sich diese Stränge

und taten weh, so weh. Immer härter wurden die verstaubten, verschwitzten Gesichter, immer ausdrucksloser die Augen, immer fester preßten sich die Lippen zusammen. Befehl war Befehl. Sie marschierten.

Drückendes Schweigen lastete auf den Biwaks. Kein Scherz, kein Lied erscholl. Selbst das zunftmäßige Fluchen der Unteroffiziere hatte den gewohnten Schwung und die übliche Blumigkeit verloren. Stumm kauerten sich die Leute zusammen, ließen sich von der Müdigkeit übermannen und schliefen bleiern, wie Tote. Stumm standen die Posten bei den Gewehrpyramiden, hielten die Husarenpatrouillen an Waldrändern und auf Straßenkreuzungen.

Rückzugsstimmung. — — —

Im Armeeoberkommando herrschte die gleiche Stimmung. Nach der Abberufung des Oberkommandierenden und des Generalstabschefs kopflos geworden, hatte es sogar die Verbindung mit den Korps zum Teil verloren. Oberstleutnant Hoffmann, der Ia*), suchte da nach Kräften Abhilfe zu schaffen. Aber die Kommandierenden Generäle, die im Frieden dem Kaiser unmittelbar unterstellt waren, konnten sich an Unterordnung im Kriege nur schwer gewöhnen. Vor allem solch einem jungen Oberstleutnant schon gar nicht. So haperte es damit, und der energische und tatkräftige Ia kochte innerlich vor ohnmächtigem Zorn.

Spät abends am 22. schrillte der Fernsprecher. „Herr Oberstleutnant, das Große Hauptquartier!“ Hoffmann griff zum Hörer. Sein eckiges Gesicht mit verkniffenen, etwas schiefsitzenden Augen und energischem, breitem Mund hellte sich auf. „Jawohl, Exzellenz ... Zu Befehl,

*) Der Generalstabsoffizier, der den operativen Teil bearbeitete.

Exzellenz!... In Marienburg, Exzellenz... Zu Befehl, Exzellenz. Schluß."

Er hängte den Hörer an und wandte sich um.

„Meine Herren, es geht vorwärts! Das Hauptquartier geht nicht nach Dirschau zurück, sondern bleibt in Marienburg. Der Rückmarsch ist sofort anzuhalten. Ein Ruhetag ist einzuschalten. Los, meine Herren!"

Rastlose Tätigkeit begann. Ordonnanzen, Adjutanten, Meldereiter sprengten davon zu den Generalkommandos. Der Fernsprecher schrillte, summte, quakte. Jäh schlug die Stimmung um, die Augen blitzten wieder, die Stimmen klangen metallen und hell, die Nacken steiften sich.

Was war geschehen? Noch nichts. Noch drängte der Russe im Osten nach und drohte im Süden. Noch rauchten die Dörfer jenseits der Front. Noch war Ostpreußen, war Deutschland bedroht.

Aber der Draht brachte klare, eindeutige Befehle. Vermittelte einen ehern festen Willen, der keine Hindernisse kannte. Kündigte die Ankunft eines Mannes an, der wußte, was er wollte.

„Ludendorff ist Chef im Osten!"

Jeder von den Generalstabsoffizieren kannte ihn wenigstens aus seinem Kampf um die Militärvorlage 1912. Wußte, daß der damalige Chef der Aufmarschabteilung im Großen Generalstabe ohne Rücksicht auf seine eigene — wie man damals sagte — Karriere um die Verstärkung des Deutschen Heeres um 3 Armeekorps kämpfte, sich dadurch den Unwillen des Kriegsministeriums und des Militärkabinetts, die sich vor Auseinandersetzungen mit den Parteien im Reichstag scheuten und ewig zum Nachgeben und halben Maßnahmen bereit waren, zuzog und

aus dem Generalstabe entfernt wurde. Wußte, daß dieser Mann durch beispiellosen Einsatz seiner Person, seines Willens und seines Könnens Lüttich im Handstreich genommen.

Und die durch den Fernsprecher gekommenen Befehle aus Koblenz, die der Chef des Generalstabes, General v. Moltke, selbst durchgab, atmeten einen Willen, den man bei General v. Moltke nicht kannte. Es war Ludendorffs Geist, der sie durchglühte, und das erkannten die Herren des Stabes und faßten Vertrauen.

„Wer ist der Oberkommandierende?"

„General v. Hindenburg."

Vor der Schlacht

Es war plötzlich eine ganz andere Stimmung auf dem Biwak in der Nacht zum 23. August. Noch wußten die Leute nichts Genaueres. Aber es ging nicht mehr zurück. Das stand fest, und das ließ neues Leben in die Augen treten.

Eine Schlacht stand wieder bevor — Artilleriedonner, Maschinengewehrgarben, Schützenfeuer, das Zirpen der Kugeln, Bersten der Schrappnells und Krachen der Granaten. Tod, Wunden, Schmerzen. Gut: immer noch besser als der drückende, beschämende Rückzug. Es ging vorwärts — das war ja das, was der Deutsche Soldat brauchte, um sich zu entfalten.

Es hieß zwar am Morgen wieder: marschieren, marschieren. Und die Richtung war ungefähr die gleiche geblieben — fort von dem nachdrängenden Feind. Aber man wußte nun: es geht gegen die andere russische Armee, die im Süden aufmarschierte. Man wußte: Ostpreußen wird nicht ohne weiteres preisgegeben.

Lieder klangen über den marschierenden, staubgrauen Kolonnen auf, die „Wacht am Rhein" und das Deutschlandlied. Diese wurden am meisten gesungen, da sie der Begeisterung des Jahres 1914 am meisten entsprachen. Heiser klangen die von der Sonne ausgedörrten, verstaubten Kehlen. Aber die Lieder klangen hier, mitten in der vom Feind bedrohten Heimat, nach dem gewaltigen Er-

leben der bereits geschlagenen Schlachten anders als im Westen, auf den Straßen des fahnengeschmückten Koblenz. Tiefer Ernst des Auge in Auge geschauten Todes, todbewußte Begeisterung der Männer, die für ihre Heimat, für ihre Nächsten zu sterben gingen, tönten daraus.

Daran mußte General Ludendorff denken, als er zum erstenmal marschierende ostpreußische Regimenter singen hörte. Er tat einen tiefen Atemzug. Was in seinen Kräften liegt, wird er tun, um die Lage zu retten.

Uebermenschliche Arbeit erwartete ihn sofort nach Ankunft. Der klare, übersichtliche und knappe Vortrag des Oberstleutnants Hoffmann im Hauptquartier in Marienburg freute den General. Der Mann konnte was. Mit solchen Männern zu arbeiten, machte Freude. General v. Hindenburg, ein graubärtiger Riese mit wie aus Holz gezimmertem Gesicht, stand neben seinem Chef und nickte. Hoffmann schwieg. Ein kurzes Schweigen entstand.

Ludendorff räusperte sich. „Wenn Exzellenz gestatten...", er wandte sich halb zum Oberkommandierenden. „Ich möchte vorschlagen..."

Und dann kamen die „Vorschläge", knapp, bestimmt, willensgeladen, überzeugend. Es waren keine Vorschläge, sondern Befehle. Hoffmann straffte sich unwillkürlich. Das zündete, riß mit. War klar und unmißverständlich. Das war ein Mann!

„Gott helfe uns, ich weiß auch nichts anderes," sprach Hindenburgs tiefer Baß, als Generalmajor Ludendorff schwieg. Und so wurde es gemacht. Ordonnanzoffiziere zu Pferde und im Kraftwagen eilten zu den einzelnen Korps. Der Fernsprecher trat in Tätigkeit, wo Verbindung bestand.

Die sich vom Osten zurückziehenden Korps mußten völlig umgeleitet werden. Das verstärkte XX. A. K., das bei Neidenburg bereits im Kampf mit den Vorhuten der russischen Narew-Armee stand, sollte den Kern der neu aufmarschierenden Deutschen Armee bilden und, notfalls nach Nordwesten ausweichend, sich auf jeden Fall so lange halten, bis die übrigen Korps, das I., das XVII., das I. Reserve-Korps und die 3. Reserve-Division aufmarschiert waren. Vor der russischen Njemen-Armee des Generals v. Rennenkampf blieb nur die 1. Kavallerie-Division und Teile der Besatzung der Festung Königsberg. Sie sollten dem Russen eine starke Deutsche Front vortäuschen und ihn so zum nur langsamen Vormarsch zwingen.

Die Lage der Deutschen war immerhin äußerst schwierig. Die Kriegsgeschichte zeigt ein Beispiel solcher Lage: Napoleon bei Ligny und Belle Alliance. Damals schlugen die Franzosen Blücher bei Ligny, vernichteten ihn aber nicht, bevor sie sich gegen Wellington bei Waterloo wandten. So erschien Blücher, dank Gneisenaus genialer Führung, auf dem Schlachtfelde, bevor die Engländer völlig geschlagen wurden und entschied die Schlacht für die Verbündeten. Hier war es ähnlich. Im Nordosten hing die drohende Wolke der noch nicht geschlagenen, ja, sich siegreich dünkenden Rennenkampf-Armee, während sich Ludendorff anschickte, die Samsonow-Armee im Süden zu schlagen. Dabei war jede der beiden russischen Armeen den Deutschen an Zahl überlegen. Was würde geschehen, wenn die Njemen-Armee scharf nachdrängen, den dünnen Schleier der Kavallerie vor ihrer Front zerreißen und

dem gegen Samsonow im Kampf stehenden Deutschen Korps in den Rücken fallen würde?

Es gab im Deutschen Heer nur einen Mann, dessen Nerven einer solchen ungeheuren Belastung gewachsen waren. Und dieser Mann führte die Deutsche Ostarmee in diesen entscheidenden Tagen. Der rechte Mann am rechten Platz zur rechten Zeit. So etwas kommt in der Weltgeschichte nicht oft vor.

Alle verfügbaren Truppen, auch bärtige Landsturmleute und mangelhaft ausgerüstete Landwehrformationen wurden planmäßig zusammengezogen, um wenigstens der Narew-Armee eine einigermaßen ausreichende Zahl von Kämpfern entgegenzustellen. Die Eisenbahnverbindungen, die in Ostpreußen besonders ungünstig sind, wurden bis zum äußersten ausgenutzt, alle Landstraßen waren durch die anmarschierenden Verbände verstopft. Auch hier mußten die Flüchtlinge rücksichtslos behandelt werden, so schwer es auch fiel, mit Härte den eigenen Landsleuten zu begegnen. Aber die Schlacht ging vor. Sonderinteressen mußten zurücktreten.

Schweiß rannte unter den Helmen hervor, grub schwere Furchen in die die Gesichter bedeckende Staubschicht, ätzte die Augen, durchtränkte den Waffenrock unter dem Tornister, tropfte in den Staub der Straße. Tornister und Patronentaschen schienen ihr Gewicht zu verzehnfachen, die Knarre drückte auf die Schulter, die Stiefel rieben die Hacken auf, das Riemenzeug rieb und drückte... Die Sonne meinte es gut, zu gut, ja grausam. Aber die Regimenter, die Brigaden, die Divisionen, die Armeekorps marschierten, Stunde für Stunde. Auf den gleißenden Schienensträngen ratterten Militärzüge,

und aus offenen Wagentüren tönte die „Wacht am Rhein". Das Volk in Waffen war in Bewegung, um seine Scholle zu schützen und dem Slaven den Zutritt zum Deutschen Land zu verwehren.

Und die Augen der Flüchtlinge, die am Straßenrand warteten, bis die vorüberziehenden Kolonnen ihnen den Weg wieder freigeben würden, gewannen neue Hoffnung und neues Leben. Es ging wieder feindwärts. Sie waren nicht verlassen. Und diese sonnenverbrannten, staubbedeckten, heiser ihre Lieder brüllenden Jungen werden sie und die Heimat beschützen, ihr Haus und Hof dem Russen wieder abjagen — oder wenigstens das, was davon noch übrig geblieben.

Vom Osten und Nordosten und Westen strebten Kolonnen und Eisenbahnzüge mit Truppen dem auserkorenen Schlachtfeld zu. Ein Wille leitete sie, kümmerte sich um ihre Bedürfnisse, soweit die Lage es gestattete, entwirrte Mißverständnisse und Verwicklungen, trieb an und begeisterte. Ein Wille übertrug sich auf all die großen und die kleinsten Verbände und befähigte sie, auch dem Feind das Gesetz der Handlung vorzuschreiben.

Die Truppen des XX. A. K. standen schon seit Tagen im Kampf mit überlegenem Feind. Langsam gaben sie dem Druck der Masse nach und wichen Schritt für Schritt kämpfend zurück. Soldau, Usdau, Neidenburg wurden durch die grau-grüne Flut der Russen überflutet. Aber sie hatten keinen Schwung in ihren Angriffen. Das Gefühl der Unterlegenheit dem Deutschen gegenüber war zu stark in Mannschaft und Führung. Dem Deutschen traute der Russe alles Mögliche zu. Es hieß im russischen Volke, „der Deutsche habe den Affen erfunden," womit

es ausdrücken wollte, daß es für den Deutschen Erfindungsgeist keine Grenzen gäbe. Der einfachsten und natürlichsten Deutschen Handlung wurde ein geheimer, unheimlicher Sinn unterschoben. Wenn die Deutschen zurückgingen, so nicht etwa, weil sie geschlagen wurden, nein, weil sie etwas ganz Teuflisches planten. Und die Russen folgten nur zögernd. Wenn sie ein Dorf räumten, so brannten die Kosaken nach Möglichkeit alle Häuser und Scheunen nieder; denn die Deutschen hatten da sicher irgendwelche Höllenmaschinen oder sonst etwas Furchtbares eingebaut.

Diese, wie Bismarck so etwas nannte, „Imponderabilien", Unwägbarkeiten, setzte General Ludendorff in seinem Operationsplan in der Schlacht von Tannenberg in Rechnung. Der wahre Feldherr rechnet nicht nur mit der rohen Kraft der Materie, mit der Zahl der Gewehre, Säbel, Geschütze und Munition allein. Da hätte man die Schlacht von Tannenberg gar nicht schlagen dürfen. Er hat die wunderbare Fähigkeit, seelische Kräfte intuitiv zu erschauen und mit ihnen wie mit den materiellen gegebenen Größen zu arbeiten. Ludendorff hat bewiesen, daß er ein wahrer Feldherr war. Sonst wäre er der Nervenbelastung durch die Rennenkampf-Armee im Nordosten nicht gewachsen gewesen und hätte die Schlacht gegen Samsonow angesichts des Feindes im Rücken nicht gewagt.

Der 24. und der 25. August vergingen in Aufmarschbewegungen. Der Russe im Nordosten begnügte sich mit zögerndem, übervorsichtigem Nachdrängen, das durch die Kavallerieformationen und die schwachen Teile der Festungsbesatzung aus Königsberg, sowie durch die ebenso

schwachen Besatzungen der ständigen Seensperren bei Lötzen aufgehalten wurde. Seine Kavallerievorhuten erreichten am 26. die Alle und den Omet und drangen in Gerdauen ein.

Im Süden drückten vier russische Armeekorps auf das verstärkte XX. Armee-Korps und schoben sich in Richtung Allenstein nach Norden vor. Die Truppen des Generals v. Scholtz standen nun schon Tage im Kampf und waren ziemlich ermüdet, doch ihr Geist war ungebrochen. Ihre nächste Etappe war von Tausenden von Flüchtlingen überflutet, die teilweise zu Fuß, teilweise im Wagen die Straßen versperrten und die Truppen an ihren Bewegungen hinderten. Dickbäuchige Gendarmen auf gepflegten aber erschöpften Pferden taten ihr Bestes, um den Abzug der Fliehenden zu regeln, doch sie reichten bei weitem nicht aus. Viel Jammer und Not sahen die Deutschen Soldaten, und ihr Herz ward von heißem Mitgefühl und stahlhartem Willen erfüllt, den leidenden Volksgenossen zu helfen und den Feind vom Deutschen Boden zu vertreiben.

Inzwischen wurden Teile des I. A. K. unter General v. François nach Deutsch-Eylau herangefahren und teilweise im Feuer der russischen Artillerie ausgeladen. Sie schlossen sich südwestlich an den rechten Flügel des XX. A. K. an mit der Front gegen Usdau-Soldau. Der Zufall wollte, daß das russische I. A. K. dem Deutschen I. A. K. gegenüberlag. Elitetruppen gegen Elitetruppen, die Russen an Zahl überlegen und noch unverbraucht, die Deutschen durch die Kämpfe bei Gumbinnen bereits etwas geschwächt, doch durch gesammelte Kampferfahrung bereichert. Ihr Führer, der General v. François, war ein

persönlich zweifellos tapferer, draufgängerischer Soldat, jedoch stur in den Anschauungen und von seinen Heerführerfähigkeiten über alle Maßen überzeugt, was dem wahren Tatbestand nicht entsprach und sein Zusammenarbeiten mit den Nachbarkorps und dem Armeeoberkommando sehr erschwerte. Seine unglückliche Führung bei Gumbinnen verursachte dem XVII. A. K., General v. Mackensen, schwere Verluste und führte schließlich zum Rückzug. Seine sture Haltung bei Tannenberg verzögerte den Sieg um mindestens einen Tag und gestattete einem Teil der eingekesselten Russen zu entweichen. Doch davon später.

Der Stab des Generals v. Scholtz lag in Tannenberg. Die Stadt war wie die Straßen umher mit Flüchtlingen vollgestopft. Mühsam mußte sich der Kraftwagen mit den Generälen v. Hindenburg und Ludendorff, die den Führer des XX. A. K. persönlich sprechen wollten, den Weg durch diese wahre Völkerwanderung bahnen, und die Bilder all des Schweren, das der Krieg im eigenen Lande mit sich bringt, prägten sich tief in die Seele Ludendorffs ein.

General v. Scholtz trat dem Oberbefehlshaber an der Tür seines Quartiers entgegen, erstattete kurze Meldung, der sich im Quartier ein längerer Vortrag über die schweren Grenzschutzkämpfe der ersten Augusthälfte, das Auftauchen der starken Samsonow-Armee, das Zusammenziehen der General v. Scholtz unterstellten Truppen und über die ersten Kämpfe gegen etwa fünffache Uebermacht anschloß. Zuerst wandte sich der Kommandierende General an den Oberbefehlshaber, doch einige schnelle, klare und herrische Fragen zeigten

ihm, wer der Kopf der 8. Armee war. Von nun an sprach er fast ausschließlich mit General Ludendorff, und Hindenburg hörte mit unbewegtem Gesicht zu.

Die Lage war schwer, aber nicht verzweifelt. Besonders gefährdet schien General v. Scholtz die 37. Infanterie-Division an ihrem rechten Flügel zu sein, weil der Russe ihn zu umfassen drohte. Er konnte ja dank seiner Uebermacht eine viel längere Front als das einzige Deutsche Armee-Korps bilden, und tat es auch, indem er sich immer mehr nach Norden vorschob.

Das XX. Armeekorps aber bildete den Kern der aufmarschierenden Armee. Es hatte die Schlüsselstellung inne, deren Verlust den gesamten Aufmarschplan zunichte machte. Wohl konnte und durfte es etwas nach Nordwesten ausweichen, um den Feind noch weiter von seiner Basis und ins Feindesland zu locken. Das lag durchaus im Rahmen des Planes, den Ludendorff gefaßt hatte. Aber — die Stimme Ludendorffs klang metallen und unwiderruflich:

„Das A. K. hat sich bis zum letzten Mann zu halten."

Der ältere General straffte sich vor dem Jüngeren, die Wucht der Führerpersönlichkeit erkennend: „Zu Befehl!"

Der Besuch hinterließ eine bessere und zuversichtlichere Stimmung im Stabe des XX. A. K., die sich auf wundersame Weise den Truppen an der Front mitteilte. Die Leute wußten plötzlich: sie standen nicht auf einem verlorenen Posten. Ein eiserner Wille sammelte in ihrer Nähe weitere Truppenteile. Hier sollte der Feind vernichtend geschlagen werden.

Allmählich zogen sich die Armeekorps der 8. Armee auf dem Schlachtfelde zusammen. Am 25. besuchten Hindenburg und Ludendorff den General v. François auf seinem Gefechtsstand. Die Unterredung verlief hier nicht so reibungslos und klar wie am Vortage mit General v. Scholtz. François hatte einen eigenen Kopf, wie schon gesagt. Er hatte außerdem bereits im Generalstabe Reibungen mit dem damaligen Major Ludendorff gehabt und konnte es nicht verwinden, daß ein an Jahren und Dienstzeit Jüngerer ihm nun vorgesetzt wurde und er sich dessen Anordnungen zu fügen hatte.

Klar und deutlich setzte Ludendorff dem Führer des I. A. K. die Lage und seine Absichten auseinander. Meldungen von der Front, namentlich aber ein aufgefangener russischer Funkspruch lagen dieser Darstellung zu Grunde. Es stand fest, daß das russische I. A. K. bei Usdau und südlich davon, getrennt von den übrigen Teilen der russischen Narew-Armee, stand. Aus dem Funkspruch ging hervor, daß der General Samsonow, der über die Absichten der Deutschen nicht unterrichtet war, am 25. gegen die Linie Allenstein—Osterode vormarschieren wollte. Zwischen dem I. und dem XIII. russischen Korps klaffte eine Lücke, was aber besonders wichtig war: der linke Flügel des russischen I. A. K. hing gleichsam in der Luft. Es wurden nämlich südlich davon keine nennenswerten russischen Truppen festgestellt. Dies war es, was General Ludendorff auszunutzen gedachte. Das Deutsche I. A. K. sollte nun mit seiner ganzen Kraft in Richtung Usdau, also fast südlich, vorstoßen, die russische Front durchbrechen und das I. russische A. K. nach Norden treiben. Das Armeekorps des Generals v. François hatte in diesem

kühnen Plan die russische Armee, ungeachtet der Bedrohung aus dem Süden, an einem bestimmten Punkt zu durchbrechen und in einen durch die anmarschierenden Deutschen Korps gebildeten Kessel zu treiben und zu vernichten, die ehrenvollste und entscheidendste Rolle.

General v. François konnte sich den kühnen und genialen Gedanken nicht zu eigen machen.

„Ich würde dann aber vom Süden her gleichfalls umfaßt werden," entgegnete er.

„Gewiß," erwiderte General Ludendorff fest. „Aus der Gefahr, vom Süden her, aus Warschau, überfallen zu werden, werden wir nie herauskommen. Damit müssen wir uns schon abfinden. Aber dies ist die einzige Möglichkeit, die Narew-Armee entscheidend zu schlagen, bevor die Njemen-Armee heranrückt. Umfassen Exzellenz den linken Flügel des Russen, dann erleidet das russische I. A. K. eine schwere Niederlage. Wahrscheinlich die gesamte russische Armee kann dann zertrümmert werden. Der Durchbruch bei Usdau ist das entscheidende Moment, Exzellenz. Er muß mit allem Nachdruck geführt werden. Das ist die Aufgabe, die das Armeeoberkommando Euer Exzellenz zugewiesen hat."

François machte eine Kopfbewegung wie ein störrisches Pferd. „Ich kann die Verantwortung nicht übernehmen, Herr General. Das Oberkommando kann von mir Unmögliches nicht fordern. Ich trage vor Seiner Majestät, unserm Obersten Kriegsherrn, die Verantwortung für die mir unterstellten Truppen. Ich vermag mich Ihren Gründen nicht anzuschließen. Ich lehne die Verantwortung und die Ausführung des nach meiner Ueberzeugung sichere Niederlage bedeutenden Befehls ab."

General Ludendorffs hohe Gestalt straffte sich noch mehr. Fest preßten sich die Lippen zusammen. Nach kurzer Pause, als müßte er erst Herr seiner Erregung werden, versuchte er es noch einmal mit Vernunftgründen. Doch der Führer des I. A. K. verschloß sich allen Beweisen und bestand auf seiner Weigerung.

„Der einzige Ausweg ist die taktische Umfassung in Richtung Soldau," sagte er. „Wie kann ich über Usdau auf Neidenburg marschieren, wenn die abgedrängten Teile der Russen mir in die rechte Flanke fallen können!"

„Ich sagte schon, Exzellenz," fiel ihm Ludendorff ins Wort, „daß wir aus dieser Gefahr nie herauskommen werden. Der Russe ist schwerfällig, und wenn das I. A. K. den Stoß auf Usdau mit allem Nachdruck führt, dann werden die geworfenen Russen nicht in der Lage sein, uns so schnell gefährlich zu werden. Darauf kommt es an. Die Umfassung auf Soldau bedeutet sichere Niederlage. Wo sollen wir die Kräfte hernehmen, sie wirksam auszuführen? Nein, Exzellenz, es bleibt beim Angriff auf Usdau. Im übrigen hat es das Oberkommando beschlossen, dem Exzellenz unterstellt sind."

„Ich bin nicht gewohnt, von jüngeren Herren Befehle anzunehmen!" brauste der Kommandierende General auf.

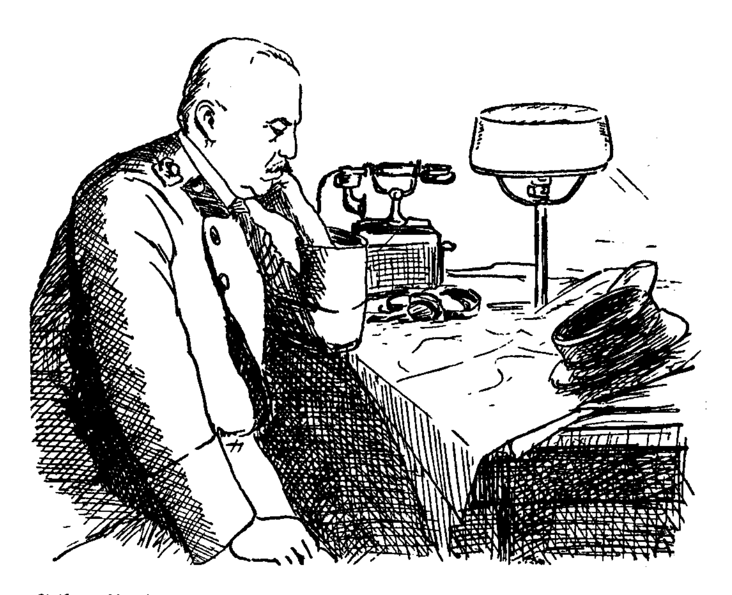
„Exzellenz werden sich daran gewöhnen müssen!" entgegnete Ludendorff eisig.

Die Unterredung wurde laut. Endlich mischte sich Generaloberst v. Hindenburg ein, der bisher schweigend zugehört hatte, und kam seinem Chef zu Hilfe. Die Wucht seiner Dienstjahre zwang François zum Nachgeben. So fuhren die beiden Generäle vom Gefechtsstand des

I. A. K. in der Ueberzeugung fort, daß General v. François, zwar gegen die eigene Ueberzeugung, aber immerhin die richtigen Weisungen befolgen würde.

Nachdem sich der Generalstabschef mit dem XX. A. K. in Verbindung gesetzt und auch dort die Lage geklärt hatte, kehrten sie ins Hauptquartier nach Riesenburg zurück. Hier sichtete Ludendorff die eingegangenen Meldungen und gewann immer größere Klarheit über die Lage. Er sah nun, daß sein Entschluß der einzig richtige war und daß er allein zum Ziele führen würde. An diesem Abend rundete sich der Schlachtplan zu seiner tatsächlichen genialen Größe. Es galt nun nicht mehr, einzelne russische Armeekorps zu schlagen und zum Rückzug zu zwingen. Es galt viel mehr: die gesamte russische Narew-Armee einzukesseln und zu vernichten. Die Lage bot alle Möglichkeiten dazu, vorausgesetzt, daß alle erteilten Anweisungen und Befehle restlos ausgeführt und alle Truppenteile, Kommandostäbe wie Mannschaften das letzte hergeben würden. General Ludendorff glaubte, sich auf die Deutsche Armee von 1914 verlassen zu können. Er kannte die Führer und die ihnen unterstellten Truppenverbände, was Leistung, Willigkeit und Gefechtskraft anbelangt.

Er blickte auf die vor ihm auf dem Tisch ausgebreitete Karte, prüfte noch einmal den Standort der Truppen, schritt mit dem Zirkel die Entfernungen ab. Die Feldmütze auf dem ergrauenden blonden Kopf, das Einglas im Auge, den Zirkel in der nervigen, schlanken Hand saß er da, in seinen gigantischen Plan versunken, und Oberstleutnant Hoffmann, der nach wiederholtem leisem Klopfen mit einer Meldung eingetreten war, blieb still an der



Schwelle des Zimmers stehen. Es schien ihm, dem durchaus nüchtern und materiell denkenden Mann, als strahle die über der Karte gebeugte straffe Gestalt, der markante, eisernen Willen und geniale Begabung bekundende Kopf gewaltige, übermenschliche Schöpferkraft aus. Ehrfurcht bannte den Schritt des Offiziers, und erst nach einer Weile wurde Ludendorff gewahr, daß er nicht allein war.

„Sie sind es, Herr Oberstleutnant," sagte er freundlich. „Kommen Sie. Ich habe den Angriffsbefehl entworfen. Ich lese Ihnen vor. Sie müssen ihn abschreiben lassen." Er richtete sich auf und ließ das Einglas an der Schnur um den Finger kreisen. Eisern und bestimmt fielen seine Worte, die er von dem Zettel, der vor ihm lag, nicht abzulesen brauchte. Keine Verbesserung, keine Aenderung war nötig. Aus einem Guß stand der An-

griffsbefehl für die größte Durchbruchs- und Umfassungsschlacht der Kriegsgeschichte.

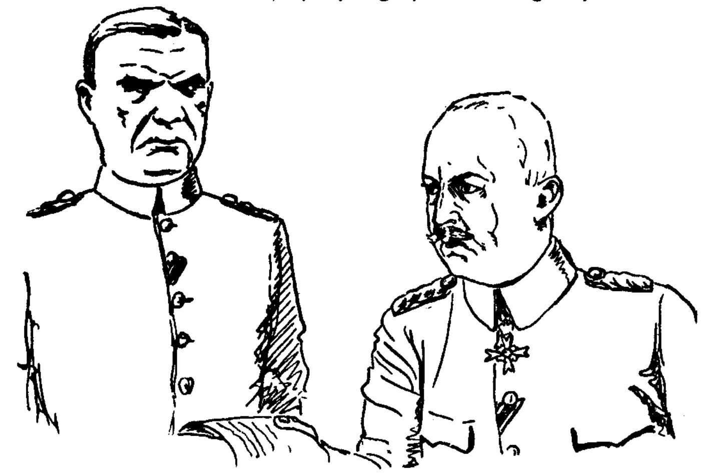
Als Ludendorff schwieg, blickte ihn Hoffmann unter den herabhängenden Brauen an: „Und wenn Rennenkampf marschiert!"

„Er wird nicht marschieren. Er war schon im russisch-japanischen Krieg ein Zauderer. Zudem trauen sie uns Deutschen allerhand Uebles zu. Er feiert in Insterburg den Sieg und glaubt selbst nicht recht daran. Und wenn — wir müssen es riskieren. Jetzt oder nie. Einen anderen Ausweg gibt es nicht, Herr Oberstleutnant. Oder wissen Sie etwas Besseres?"

„Nein, Herr General, wahrlich nicht." Ehrliche Bewunderung war in Hoffmanns Stimme.

„Hier haben Sie das Konzept. Lassen Sie den Befehl niederschreiben und geben Sie ihn mir. Ich lege ihn dann Exzellenz zur Unterschrift vor."

„Jawohl, Herr General," sagte Hoffmann. Ihm war es klar, wer der tatsächliche Führer und Feldherr war.



Der Sturm bricht los!

Nach den Kämpfen bei Orla und Lahna am 23. ging das XX. A. K. planmäßig nach Norden und Nordwesten zurück. Hier hieß es wieder: eingraben! Später schmunzelten die Musketiere des 4. Posenschen Infanterie-Regiments Freiherr Hiller Nr. 59, wenn sie an diese ersten sogenannten Schützengräben vor der Schlacht von Tannenberg dachten. Kaum bis zur Brust reichte der Graben, und die Unterstände — na, entschuldigen Sie! Ein Loch in die Erde getrieben, ein paar dünne Bretter darübergedeckt und leicht mit Erde beworfen! Aber man wußte es 1914 eben nicht besser, und dem Deutschen liegt die Buddelei nun gar nicht. Erst die Not hatte sie später gelehrt, die in der Garnison mit Recht so „beliebten" Schanzarbeiten zu schätzen und sorgsamst auszuführen.

Das Regiment buddelte sich also ein — Befehl ist Befehl. Mit gemischten Gefühlen sahen die Leute zu, wie Pioniere vor den Gräben Tretminen anlegten — unangenehm dicht vor der Brustwehr. Selbst der grünste Rekrut wußte sofort: das bedeutet Rückzug. Und die verbissene Wut auf den Russen, der die Heimat vieler, namentlich der Reservisten im Regiment Hiller brandschatzten und verwüsteten, wuchs, wenn möglich, noch mehr. In der Nacht lohte der Himmel im Süden blutig rot. Es roch nach Brand. Und dieser Geruch, der viel-

leicht von dem Hof der Eltern, der Geschwister, der Verwandten der Leute kam, ließ ihre Nasenflügel beben und kalte Wut das Herz umklammern. Sie blickten nicht zu den ruhigen, klaren Sternen oben. Ihre Augen hingen unablässig an der roten Lohe da hinten, jenseits der Wälder, und sie fühlten nichts als zitternde Ungeduld, wieder an den Feind heranzukommen.

Seit Tagen lebte das Regiment nur von gelegentlichen Brot- und Wurstrationen. Die Feldküche war im Durcheinander der Truppenbewegungen zurückgeblieben. Auch Zigaretten fehlten, und das fiel den Leuten fast noch schwerer als der Mangel an Essen. Sie kramten ihre Taschen und Tornister nach Eßbarem und Rauchbarem durch, und in diesen Augusttagen kam zum ersten Mal simples Kartoffelkraut als Tabakersatz auf, was zwar in der Pfeife fürchterlich schmeckte, aber durch den Qualm eine gewisse Illusion des vermißten Knasters verschaffte.

Das schlimmste war die Ungewißheit. Weder Mannschaften noch junge Offiziere wußten, was eigentlich gespielt wurde. Sehen konnte man nicht viel — nur den Geländeabschnitt vor den Gräben des Regiments. Irgendwo weit vorn knatterte Gewehrfeuer, hinten bummerte ab und zu urgewaltig Deutsche schwere Artillerie. Etwa in zwei Kilometern vor der Stellung des Regiments lag eine der typisch ostpreußischen sanften Anhöhen, die dort großartig „Berge" genannt werden. Darauf richteten sich die Feldstecher der Offiziere, und die Augen der Schützen folgten diesen. Von dort sollte wohl der Feind kommen.

Mit Erleichterung nahm das Regiment Hiller wahr, daß am Morgen des 26. Pioniere die mit größtem Miß-

trauen betrachteten Tretminen vor der Stellung wieder entfernten. Also doch nicht mehr zurück, sondern vor! Das war das Rechte für den Deutschen Infanteristen. Angriff war sein Element.

Jemand von den Offizieren machte die Kameraden darauf aufmerksam, daß auf der bewußten Anhöhe sich irgendetwas bemerkbar machte. Die Offiziere traten zusammen, richteten ihre Feldstecher auf die verdächtigen Gestalten da oben.

„Russen?“ meinte der Regimentskommandeur Oberst Sonntag zweifelnd.

„Zu Befehl, Herr Oberst!“ beeilte sich der Adjutant zu bestätigen. „Ganz bestimmt sind es Russen.“

„Befehlen Herr Oberst Schützenfeuer?“ erkundigte sich der Ordonnanzoffizier, der nach Kampf und Feuergeknatter brannte.

„Es sind zweifellos Russen,“ meinte der Führer des ersten Bataillons, ohne den Feldstecher abzusetzen. „Eine Patrouille?“ ...“

„Herr Major gestatten, meiner Meinung nach Artilleriebeobachter,“ entgegnete sein Adjutant.

Rrumm! rrumm! rrumm! An mehreren Stellen donnerten hinten schwere Haubitzen auf. Heulend zogen die Granaten über die Köpfe der 59er ihre Todesbahn. Mit Donner und Blitz schlugen sie krepierend hinter der Kuppe der Anhöhe auf, ganze Riesensäulen von Erde, Rauch und Stahlbrocken abwerfend, die dann langsam in sich zusammensanken... Die Gestalten auf der Anhöhe verschwanden.

Ein Rätselraten begann. „Es können doch nicht nur ein paar Beobachter gewesen sein,“ meinte der Oberst.

„Man schießt nicht mit Kanonen nach Spatzen. Es muß noch etwas anderes dagewesen sein, was wir nicht sehen können, was aber unser Artilleriebeobachter festgestellt hatte."

„Eine Patrouille vorschicken, Herr Oberst?" erkundigte sich der Ordonnanzoffizier, und man sah ihm an, daß er brennend gern diese Patrouille selbst geführt hätte.

„Nein, nein," wehrte der Oberst ab.

Noch im Laufe des Vormittags trafen die Kantinen ein und machten ein noch nie dagewesenes Geschäft. Im Nu war ihr Vorrat an Eßwaren, Zigarren, Zigaretten und Tabak ausverkauft. Die Stimmung hob sich sofort. Nun konnte der Krieg weitergehen!

Um 3 Uhr nachmittags kam der Befehl: Angriff! Der Regimentsbefehl lautete:

„Das Regiment greift an. 1. und 2. Bataillon in vorderer Linie, das 3. bleibt zu meiner Verfügung hinter der Mitte."

Noch nie stand das Regiment so schnell auf dem Fleck wie diesmal angesichts des Feindes. Die Hauptleute eilten zu ihren Kompagnien.

„Erster Zug rechts und links heraus — schwärmen! Marschrichtung: die Windmühle auf der Höhe! Marsch!"

Es klappte wie auf dem Exerzierplatz. In dünnen Schützenlinien ging es hinunter in die Schlucht von Groß-Gardienen, dann die jenseitige Höhe, den bewußten „Berg", hinan, auf dem am Morgen die Russen gesehen wurden. Ah! Darum also sprach unsere schwere Artillerie! Mann, Roß und Geschütz lag dort eine russische Batterie zum Klumpen zusammengeschossen durch die Deutsche schwere.

Grausig war der Anblick, der erste dieser Art, den die Leute hatten. Der furchtbare Ernst des Krieges wurde ihnen hier zum ersten Mal bewußt. Zugleich aber erwachte der Stolz auf die Deutsche Waffenwirkung.

Der Eindruck war so überwältigend, daß sie es kaum wahrnahmen, daß es ihnen wie Bienen um die Ohren summte. Hier und da stürzte einer mit leisem Aufschrei. Weiter! Soldatenlos.

„Stellung!" brüllte der Zugführer, über seinen Entfernungsmesser gebeugt. „Visier zwölfhundert, Schützenfeuer!"

Auf ratterte das Deutsche Feuer als Antwort auf das russische. Irgendwo vorn, kaum sichtbar, lag die feindliche Schützenlinie.

„Sprung auf, marsch, marsch!"

Wie ein Mann erhebt sich die Schützenlinie, weiter geht es, und dann wieder: „Stellung!" Wie auf dem Exerzierplatz. Der gewohnte zwingende Kommandoton, die Notwendigkeit, die Gewehre und Maschinengewehre zu bedienen, aufzuspringen, zu laufen, sich hinzuwerfen, zu zielen, zu feuern, zu repetieren — all das ließ weder Furcht noch Bedenken aufkommen. Und zudem die verbissene Wut der letzten Tage, die Erinnerung an die endlosen Züge der Flüchtlinge, an die brennenden Gehöfte und Dörfer... Ran an den Feind! Die Leute waren kaum zu halten, kaum nahmen sie sich Mühe, in Deckung zu gehen und zu feuern.

„Kerls, wollt Ihr wohl liegen bleiben! Erst die Feuerüberlegenheit erringen!"

„Ach wat, Herr Leitnant! Der Rußki trifft ja doch nich! Nischt wie ran!"

Und dann gellte das alte schöne preußische Sturmsignal über die Stoppeläcker. „Seitengewehr pflanzt auf!" „Kartoffelsupp, Kartoffelsupp und immerzu Kartoffelsupp!" Mit diesen Worten umschrieb der Soldatenhumor das Hornistensignal der Infanterie: „Avancieren!"

Ein heiseres, wütendes Hurra schwoll an. Keuchend rannten die etwas gelichteten Sturmlinien des Regiments Hiller vor. Ganz nah sind die Gräben, in denen sich die Russen eingenistet hatten. Im Laufen sehen die 59er das Durcheinander im Graben, grau-grüne Gestalten mit weichen Tellermützen hin und her rennen, fremdartig lange Gewehre mit dünnen, spitzen Bajonetten in den Händen. Und als sich die Posener anschicken, in den Graben herunterzuspringen, werfen die Russen die Gewehre fort und erheben die Arme. Sieg!...

Der Graben war mit Leichen gepflastert. Mann neben Mann lagen sie da, große, starke Kerle in ihrer für Deutsche Begriffe unmilitärischen Blusenuniform und fast jeder mit Kopfschuß. Es gab so gut wie keine Verwundete. Die 59er haben ihrer friedensmäßigen Schützenausbildung alle Ehre gemacht.

Ein russischer Offizier mit breiten silbernen Achselstücken, die an dem weichen Stoff der Bluse von den Schultern schief nach vorn hängen und dem Mann einen völlig unmilitärischen Anblick verschaffen, wird dem Oberst Sonntag vorgeführt. Er spricht leidlich Deutsch und zittert am ganzen Körper. Das Schicksal seines Regiments geht ihm anscheinend nahe.

Er dankt für die angebotene Zigarre, entnimmt mit zitternder Hand dem eigenen silbernen Etui eine lange, dünne Zigarette mit Pappmundstück und zündet sie an

dem vom Oberst angebotenen Zündholz an. Gierig zieht er den Rauch ein, hustet, wischt über den gestutzten Vollbart und sagt: „Furrchtbarr. Ihrre Leite schießen furrchtbarr gutt, Herr Oberrst. Wirr konnten zum Schluß nicht mährr die Kepfe herausstecken, wissen Sie. Schrrecklich!"

„Und da haben sie lustig in die Luft geknallt," meint der Oberst, das Lächeln verbeißend. Das Lob aus dem Munde des Feindes tut verdammt wohl.

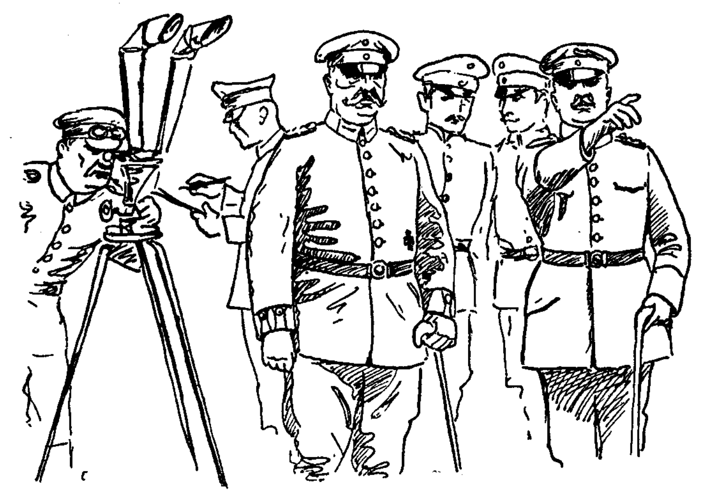
Die Hornisten bliesen: „Das Ganze — Halt!" und „Setzt die Gewehre zusammen!" Die Kompagnien, die beim Sturm durcheinandergeraten waren, wurden geordnet und gezählt. Gefangene Russen schauten dem Appell zu, und in ihren noch bleichen Gesichtern war furchtsame Hochachtung. Nur die Deutschen brachten es fertig, sofort nach einem blutigen Angriff und Nahkampf in schnurgeraden Linien anzutreten, sich wie auf dem Kasernenhof auszurichten und im „Stillgestanden" zu erstarren, als wären sie im Manöver.

Das Ergebnis des Appells war traurig. 23 Offiziere und 550 Mann fehlten in den Reihen, teils gefallen, teils verwundet. Fast ein Viertel des Regiments. Aber der Sieg hilft dem Soldaten über die Trauer, und die Erschöpfung, in dem Hochgefühl des Sturmes und des Sieges vergessen, macht sich doppelt bemerkbar. Kaum ertönte das erlösende „Tretet weg!", so sackten die Leute wie Säcke zusammen und schliefen ein, wo sie standen.

—*—

Am Ortsausgang von Löbau war der Gefechtsstand des Oberkommandos 8. Ein einfacher kleiner Kartentisch war am Straßenrande aufgestellt, auf ihm die Karte

ausgebreitet und mit Steinen beschwert. Hinter dem Scherenfernrohr stand stets einer der Herren, auch der Oberbefehlshaber schaute ab und zu hindurch. Telefonisten kauerten mit ihren Kästen im Straßengraben, und eine Verbindung war mit den Generalkommandos I. und XX. hergestellt. Einige „Autoleutnants" lagerten im Graben neben ihren feldgrau gestrichenen Maschinen. Ordonnanzen hielten Pferde am Halfter. Eine bewegte Gruppe Offiziere hielt am Ortsrand, der Stab der Armee, die ihm zugeteilten österreichischen und türkischen Beobachter, fremde Militärattachées — ganz wie im Manöver.



Der Armeebefehl lautete klar und einfach: das I. A. K. hat sich um 4 Uhr morgens in den Besitz der Vorstellung bei Seeben zu setzen und anschließend Usdau mit allen Kräften anzugreifen. Das XX. A. K. hat sich erst mit dem rechten Flügel, dann auf der ganzen

Front dem Angriff anzuschließen. Das I. Reserve- und das XVII. A. K. haben gemeinsam mit der 6. Landwehr-Division bei Bischofsburg die ihnen gegenüberstehenden russischen Korps zu schlagen. Das Oberkommando erwartete nun die ersten Meldungen.

Stunde um Stunde verging. Die Meldung von der Einnahme der Vorstellung bei Seeben mußte schon längst da sein. Der Generalstabschef erkundigte sich mehrfach bei den Fernsprechern — keine Nachricht. Einer der Autoleutnants wurde endlich gegen Mittag im Caracho zu François geschickt. Mehrfach von russischer Artillerie beschossen, langte er bei dem I. A. K. an.

„Wo ist das Generalkommando?"

„Weiter vorn!" antwortete der Führer der Munitionskolonne.

Immer weiter nach vorn ratterte das Auto. Dann ging es nicht mehr. Der Leutnant verließ seine Karre, lief über die Stoppelfelder, fragte weiter. Und immer hieß es: „Weiter vorn, Herr Leutnant!"

Auf einem Kartoffelfeld fand er endlich den Stab François'. „Wo habt Ihr Euern General?"

Mit einer Handbewegung deutete man nach vorn. Noch fünfzig Meter näher an den Feind lag auf dem Bauch General v. François mit seinem Sohn, dem Hauptmann v. François, die Karte auf der Erde vor sich ausgebreitet. Der Leutnant schüttelte den Kopf, arbeitete sich in Sprüngen im feindlichen Feuer vor und lag schließlich neben dem Kommandierenden General.

„Was gibt's?" fragte dieser unwirsch.

„Das Oberkommando fragt an, ob der Angriff

auf Seeben ausgeführt worden ist, wie es der Armeebefehl vorgesehen hat, Exzellenz."

„Sagen Sie dem Oberkommando, daß ich erst angreifen werde, wenn alle Teile meines Korps versammelt sind," erwiderte François scharf.

„Ich habe den Auftrag, Exzellenz noch einmal auf den Armeebefehl aufmerksam zu machen," druckste der kleine Leutnant heraus. Es war nicht einfach für einen frischgebackenen Leutnant, einem Kommandierenden General Vorhaltungen machen zu müssen.

Dieser fuhr wie von einer Biene gestochen herum, stützte sich auf den linken Ellbogen und fauchte den Ordonnanzoffizier nach allen Regeln der Garnisonkunst an.

„Jawohl, Exzellenz!... Zu Befehl, Exzellenz!... Bitte gehorsamst, Exzellenz, hatte nur meine Pflicht zu tun..."

„Ich tue auch nur meine Pflicht!" donnerte der General, als stünde er auf dem Kasernenhof. „Melden Sie dem Oberkommando, ich greife an, sobald die Truppen versammelt sind! Auf Wiedersehen!"

Es war nicht einfach, hier herauszukommen. Der Russe hatte wohl die roten Hosenstreifen des Generals erspäht und belegte den Frontabschnitt mit heftigem Gewehrfeuer. Der kleine Leutnant nahm seinen Mut zusammen, raffte sich hoch und lief, so schnell er konnte, zurück.

Die Herren des Stabes fragten ihn neugierig, als er auf dem Kartoffelfeld anlangte und den Schweiß von der Stirn wischte, was der „Alte" gesagt hätte.

„Angefaucht hat er mich, daß die Bäume wackeln," antwortete der Leutnant. „Na, Ludendorff wird hochgehen, und Euerm General kann's an den Kragen gehen."

„Immer langsam!" meinte der eine der Herren in breitem Ostpreußisch. „Aber ich verstehe den General nicht. Was hat er bloß gegen Ludendorff? Die Stellung bei Seeben ist ganz schwach besetzt. Wir hätten sie schon längst nehmen können, ohne die noch ausbleibenden Regimenter abzuwarten. So wird nur die Zeit vertrödelt."

„Am besten behalten Sie Ihre Kritik bei sich, mein Lieber," sagte scharf ein Hauptmann mit karminroten Beinstreifen, der die Worte hörte. Der kleine Leutnant wartete nicht länger und rannte zu seiner Maschine, in deren Schatten sich bereits einige Infanteristen einer Reservekompagnie niedergelassen hatten. Sie spritzten erschreckt hoch, als er atemlos angelaufen kam, und machten Front.

„Bleibt nur sitzen, Kinder," meinte er, den Führersitz erkletternd. „Aber euern Schatten fahre ich nun fort! Auf Wiedersehen!"

„Auf Wiedersehen, Herr Leitnant!" grinsten die Leute hinter dem davonratternden Auto her.

Mit Mühe beherrschte General Ludendorff seine tiefe Empörung, als er die Meldung seines Autoleutnants hörte. Er dankte kurz und wandte sich zu Hindenburg. Er sprach halblaut, und die Herren des Stabes konnten nur den tiefen Baß des Generalobersten vernehmen, als er beruhigend brummte: „Was ist da zu machen, mein lieber General. Er wird schon noch angreifen."

Fast heftig wandte sich Ludendorff ab, trat zum Scherenfernrohr. Hoffmann näherte sich ihm, sprach halb-

laut auf ihn ein. Vor Seeben war noch keine Truppenbewegung festzustellen. Plötzlich summte der Fernsprecher. „Generalkommando I!“ meldete der Telefonist. General Ludendorff nahm den Hörer ab.

„Na, sehen Sie! Das hätte schon gleich beim Morgengrauen geschehen sollen, dann wären Sie jetzt in Usdau. Jetzt ist's dazu zu spät. Ich danke!“ Er gab den Hörer dem Telefonisten und meldete dem Oberkommandierenden: „Soeben meldet das I. A. K., Seeben sei durch die 1. Infanterie-Division nach schwachem Widerstand des Feindes genommen. Wie ich sagte. Die kostbare Zeit ist verloren, der Angriff auf Usdau muß zurückgestellt werden.“

„Na, sehen Sie!“ dröhnte der tiefe Baß Hindenburgs. „Es wird, so Gott will, noch alles gutgehen...“

Während die Herren des Stabes sich über den Erfolg unterhielten, arbeitete Ludendorff am Fernsprecher.

Ein Meldereiter sprengte heran, saß ab, stand stramm, meldete: bei Montrowo, südlich Löbau, sammelten sich Flüchtlinge und Versprengte des I. A. K. Der Russe habe sie angegriffen und das Armeekorps geschlagen. Eine tiefe Erregung malte sich auf den Gesichtern des Stabes. Nur zwei Männer blieben ruhig: Hindenburg, nachdem er einen Blick auf das Gesicht seines Chefs geworfen, und dieser.

„Da wird etwas nicht stimmen,“ sprach Ludendorff ruhig. „Wir hätten bestimmt so etwas von hier aus wahrnehmen können. Bei Lüttich, erinnere ich mich, passierte auch etwas Aehnliches.“ Er schickte einen der Ordonnanzoffiziere nach Montrowo, der bald mit der Meldung zurückkehrte, ein kleinerer Truppenteil des I. A. K. sei

in heftiges russisches Artilleriefeuer geraten und habe anscheinend versagt.

„Sagen Sie den Leuten, ich befehle ihnen, wieder nach vorn zu marschieren," sagte Ludendorff ruhig. Der Zwischenfall war erledigt.

Eine Stunde später jagten Munitionskolonnen und Trains nach rückwärts durch die Straßen Löbaus.

„Alles verloren!" schrien die Leute kopflos. „Der Russe ist durchgebrochen und hinter uns her!"

Diesmal trat General Ludendorff persönlich den von wilder Panik Ergriffenen entgegen. Er fand schließlich einen Offizier, der ihm atemlos berichtete, sie wären auf eine dichte Kolonne marschierender Russen gleich östlich Löbau gestoßen. Scharf fuhr der General den Trainoffizier an, und die Farbe kehrte allmählich wieder in dessen bleiches Gesicht.

„Schämen Sie sich! Wo sollen hier Russen herkommen? Sammeln Sie Ihre Leute und fahren Sie dahin, wohin Sie geschickt sind! Etwas schnell, bitte!"

„Zu Befehl, Herr General!" Einige Minuten später war die Ordnung wieder hergestellt. Und dann erschien auch der „durchgebrochene" Feind auf der Bildfläche, eine endlose Kolonne, vielmehr Herde russischer Gefangener, von einigen Reitern bewacht.

Die Entscheidung war am 26. nicht gefallen, dank der Unbotmäßigkeit einiger höherer Führer — zum Teil auch infolge der äußersten Erschöpfung der Truppen, namentlich der 41. Division, die seit Anfang August im Kampf stand. Das XX. A. K. hatte zwar etwas Boden gewonnen und den Feind, zum Teil im Kampf mit blanker Waffe, geworfen — so die 59er, von denen wir

schon oben hörten — hat aber den weichenden Russen nicht verfolgt. Die Deutsche Führung konnte sich an „unvorschriftsmäßige“ Lagen nur schwer gewöhnen. Es war nach der militärischen Schulweisheit verpönt, einem zurückgehenden Feind scharf nachzudrängen, wenn die Flanken nicht niet- und nagelfest gesichert waren. So war es auch beim XX. A. K. Ludendorff hatte einen tiefen und berechtigten Zorn auf die Führung des I. und des XX. A. K., doch es war da nichts mehr zu machen.

Eine kleine Genugtuung brachte die Entwicklung der Lage bei dem I. Reserve- und dem XVII. A. K. Es war ihnen gelungen, das ihnen gegenüberstehende russische VI. Armeekorps zu schlagen. Leider verfolgten auch sie den Feind nicht, da ihre Infanterie ziemlich erschöpft war und die Führung nicht die eiserne Energie aufbrachte, die Leute bis zum letzten anzutreiben. In solchen Lagen vermag eine anscheinend übermäßige einmalige Anstrengung große Verluste und weitere Anstrengungen vermeidbar zu machen. Leider sind aber die Menschen mit dem Wörtchen „unmöglich“ schnell zur Hand.

Wenn man die Kartenskizzen der Schlacht von Tannenberg vom 26. 8. betrachtet, fällt einem sofort auf, daß zwischen dem Deutschen I. Reserve-Korps und der 3. Reserve-Division auf dem linken Flügel des XX. A. K. eine weite Lücke klaffte, in der das russische XIII. A. K. bei Allenstein stand. Was hätte ein Ludendorff an Stelle des Generals Samsonow aus dieser Lage alles machen können! Samsonow aber war kein Ludendorff. Er übersah die Lage nur mangelhaft und nutzte sie nicht aus. Seine Korps waren durcheinander geraten und hatten

z. T. die Verbindungen untereinander verloren. Es fehlte ihnen eine straffe, einheitliche Leitung.

Der Schlachtenlärm beim XVII. Deutschen Korps mußte bei der russischen Njemen-Armee zu hören gewesen sein. Was wäre natürlicher, wenn diese ihre Vormarschrichtung ändern, nach Südwesten umschwenken und dem geschlagenen, aber nicht vernichteten VI. russischen A. K. in Gewaltmärschen zu Hilfe kommen würde? Die Entfernung war ja nicht zu weit.

Wie schwer das Bewußtsein dieser Gefahr auf General Ludendorff in der Nacht zum 27. gelastet haben mag, kann man nur ahnen. Er sprach jedenfalls nicht davon und ließ sich durch nichts von dem einmal gefaßten und in Verwirklichung begriffenen Entschluß abbringen. Samsonow mußte vernichtet werden. Und wenn die Truppen ihre Pflicht tun würden, so würde er auch vernichtet werden.

Am Abend entwarf Ludendorff den Armeebefehl für den nächsten Tag. Die Kampfaufgaben sind im wesentlichen die gleichen wie am Vortage geblieben. Der Angriff des I. A. K. und des XX. A. K. in der Gegend von Usdau sollte „mit größter Energie" um 4 Uhr früh beginnen. Dick unterstrich der General die Worte „mit größter Energie". Hoffentlich wird wenigstens das wirken. Er tat alles, um die Durchführung des Durchbruchs zu sichern.

In der Nacht weckte ihn ein Ferngespräch. Das Große Hauptquartier rief die Ostarmee an. Zwei Armeekorps seien vom Westen her im Anrollen. Ludendorff dankte. Er hatte darum nicht gebeten. Sie werden überdies zu spät kommen; denn die Entscheidung mußte ja

nach menschlichem Ermessen am nächsten Tage fallen. Er hatte schon einmal eine solche Hilfe abgelehnt, weil er der Meinung war, daß die Armeekorps im Westen dringender gebraucht wurden. Er war nur erstaunt, daß man die beiden Armeekorps ausgerechnet vom rechten Flügel genommen hatte, der doch nach dem ursprünglichen Plan der stärkste sein sollte. Aber das war ja nicht seine Sache. In der Marneschlacht Anfang September fehlten sie dann an entscheidender Stelle.

—*—

Am Morgen des 27. bezog das Oberkommando den Gefechtsstand auf der Höhe 191 bei Gilgenburg. Es war ihm bei der Abfahrt aus Löbau bereits die Meldung zugegangen, das I. A. K. habe Usdau erstürmt und verfolge seit 5 Uhr früh den Feind in Richtung Neidenburg. General Ludendorff atmete auf. „Die Schlacht ist gewonnen!" sagte er zu Hoffmann. Von der Höhe 191 richtete er das Scherenfernrohr auf das Gelände. Was war das?

Etwa dreihundert Meter vor dem Gefechtsstand liegt das Regiment Kronprinz — zum I. A. K. gehörig — Gewehr im Arm, noch ohne Angriffsbefehl, daneben weitere zum Sturm auf Usdau bestimmte Truppen. In etwa zweieinhalb Kilometer Entfernung steckt noch der Russe, ebenso in Usdau. Die Meldung war falsch. Absichtlich? Ein solcher Gedanke taucht bei dem geraden und durch und durch wahrhaftigen General nicht einmal auf. Eisern greift er durch. Hindenburg unterstützt ihn diesmal tatkräftig. Der Angriff auf Usdau setzt endlich — mit mehreren Stunden Verspätung — ein.

In schönem Schwung brachen die Regimenter der I. Infanterie-Division nach Artillerievorbereitung vor,

energisch unterstützt durch die Abteilung Schmettau. Unter schmetternden Signalen stürmten sie die russischen Stellungen, und der feindliche Widerstand war bald gebrochen. Der Befehl, den General v. François auf Drängen des Oberkommandos zu diesem Sturm erließ, begann bezeichnenderweise: „Auf Befehl des Armee-Oberkommandos ist der Angriff mit den zur Zeit verfügbaren Kräften durchzuführen."

Usdau war endlich genommen. Aber noch ging der weitere Verlauf der Schlacht nicht so reibungslos und klar vor sich wie er nach den klaren Weisungen Ludendorffs hätte sein können. Wiederum handelte General v. François entgegen dem Befehl des Oberkommandos. Er brach die Verfolgung der auf Soldau zurückweichenden russischen Truppenteile des I. A. K. ab und bezog „eine Stellung, von der aus wir den Rückzug über Soldau erschweren", wie er sich in seinem Korpsbefehl ausdrückte. Der Erfolg war, daß sein Armeekorps südlich Usdau kleben geblieben und zum geplanten und befohlenen Vorstoß in Richtung Neidenburg, der die nach Norden vorgedrungenen russischen Korps abschneiden und einkesseln sollte, kein Mann abmarschiert war. Das Oberkommando wurde vom Generalkommando I absichtlich falsch unterrichtet.

Der Erfolg des XX. A. K. war noch unbedeutender. Dort lag die 41. Infanterie-Division fest und getraute sich nicht, entschlossen anzugreifen. Einzelne Verbände waren zwar durch die vorhergehenden Kämpfe stark mitgenommen. Aber es mußte aus ihnen das letzte herausgeholt werden, um den Erfolg bei Usdau auszunutzen. Es geschah nichts. Die 41. Infanterie-Division hielt ihren

rechten Flügel durch die Kämpfe bei Usdau für gefährdet, ihren linken durch das Zögern der 37. Infanterie-Division für nicht genügend gesichert. Diese letztere wiederum schielte ängstlich auf die Landwehr auf ihrem linken Flügel, die angeblich von starken russischen Kräften angegriffen und sogar ins Wanken gebracht worden war. General v. Scholtz war nicht zum Vormarsch zu bewegen. Im Gegenteil, er zog sogar die 37. Division aus der Kampflinie, um sie zur Sicherung des linken Flügels seines Korps zu verwenden.

Auch dieser Tag verging, ohne die ersehnte und mögliche Entscheidung zu bringen. Die Meldung, die General Ludendorff an diesem Abend an die Oberste Heeresleitung durchgab, war zurückhaltender als die am Vortage, nachdem seine Erwartungen dermaßen enttäuscht wurden. Aber er verlor seine Siegeszuversicht nicht, Hindernisse waren für ihn nur da, um überwunden zu werden.

—*—

Das russische XIII. A. K. bei Allenstein schaffte doch noch Schwierigkeiten. Das I. Reserve-Korps meldete starke russische Kräfte in seiner rechten Flanke und im Rücken und erbat Unterstützung. Das Oberkommando wies ihm Teile des XVII. A. K. zu. Die Lage schien unklar, sogar gefährlich. Wäre der Russe tatkräftiger von Allenstein her gegen das I. Reserve-Korps vorgegangen, zugleich aber die Landwehrdivision v. d. Goltz, die auf Allenstein zu mit der Bahn aus Holstein herangebracht wurde, angepackt, dann wäre die Gesamtlage plötzlich und äußerst ungünstig verändert. Aber es geschah nichts.

Der Tagesbefehl für den 28. sah einen Angriff des I. Reserve-Korps gegen das XIII. russische vor, das bei Allenstein sozusagen in der Luft hing, d. h. keine Deutschen Truppen außer der heranfahrenden Landwehr-Division v. d. Goltz vor sich hatte. Das I. Reserve-Korps sollte die Russen im Rücken packen und ihnen den Rückweg nach Südosten verlegen. Dazu sollten die Deutschen Schwedrich besetzen. Das I. A. K. hatte auf Neidenburg, das XX. auf Waplitz vorzugehen. Die Landwehr des Generals von der Goltz sollte nach dem Ausladen auf Hohenstein vormarschieren.

Es war eine der in der Schlachtenführung unvermeidlichen „Friktionen", wie General Ludendorff solche manchmal verhängnisvollen Zwischenfälle nennt, daß der Befehl, Schwedrich zu nehmen, der gesondert an des I. Reserve-Korps gesandt wurde, dieses nicht erreichte und verlorenging. So war das Oberkommando am 28. 8. der Meinung, der Befehl wäre richtig angelangt und auch ausgeführt worden.

Der Sieg

2 Uhr morgens des 28. August. Wie dunkler Samt der schwarzblaue Himmel, bestickt mit zahllosen Goldsternen. Ueber dem Boden dichter Nebel, der die Umrisse vollständig verdeckt und nur den Blick nach oben gestattet. In den kümmerlichen Gräben der 41. Infanterie-Division stehen, angespannt horchend, nur einige Posten, Gewehr im Arm, Mantelkragen in der Morgenkühle hochgeklappt. Aber in den Unterkünften schläft fast niemand. Der Befehl war schon bekannt: bei Tagesanbruch — Angriff. Die durch die vorhergehenden Kämpfe angespannten Nerven sind noch nicht abgehärtet genug, um Schlaf und Erholung zu erlauben. Alles liegt, sitzt, hockt da, Sturmgepäck und Gewehr griffbereit, dicht aneinandergepreßt in der Enge der rohen Unterstände. Die Nacht scheint kein Ende zu nehmen. Alle Augenblicke lauscht das Ohr gespannt auf das Alarmsignal. Regt sich jemand in der schwarzen Finsternis, so fahren alle zusammen: geht's schon los?!

Endlich gellen die Hörner. „Alles raus! Antreten!" brüllen nach alter Gewohnheit die Unteroffiziere. Und der metallene Ton des Signals, die rauhe Sprache der Unteroffiziere lösen die Spannung, reißen die übernächtigten, fröstelnden, hungrigen Leute mit.

Das Regiment Hiller hat die Spitze. Irgendwo vorn, in dem undurchdringlichen Gemisch von Nebel und

Finsternis saß der Russe, lauerte mit tausend Gewehrmündungen und Bajonetten. Irgendwo hinten trat die Division an, unsichtbar, unhörbar. Wie von aller Welt abgeschnitten kamen sich die 59er vor, mutterseelenallein in einer undurchsichtigen, schwarzen, ungeheuren und unheimlichen Welt, wo von allen Seiten Gefahren drohten.

Einer knipste seine Taschenlampe im Gehen an, und sofort brach ein förmliches Schnellfeuer unterdrückter Flüche und schrecklicher Strafankündigungen von sämtlichen in Sehweite befindlichen Vorgesetzten von dem Obersten selbst angefangen bis zum bescheidensten Gefreiten los. Das rote Lichtlein erlosch erschreckt, und die Finsternis wurde noch schwärzer und undurchdringlicher. Die marschierenden 59er meinten, die Nebelfetzen an ihren Gesichtern streifen zu spüren.

Ein Glück, daß sie feste, wenn auch stellenweise ausgefahrene Straße unter den Füßen hatten. Auf den Feldern hätten sie sich im Dunkeln Hals und Beine brechen können. Die ausgelatschten Kommißstiefel scharrten und klapperten auf dem Pflaster, hie und da schlug der Spatenstiel gegen das Seitengewehr oder stießen zwei Gewehrläufe zusammen. Sonst war kein Laut zu hören, und es schien, daß der Nebel nicht nur die Sicht, sondern auch allen Ton verschlang, die Ohren taub machte.

Plötzlich — ein Schuß. Noch einer. Dann regelloses Feuer. Vorn und nicht allzuweit zerrissen spitze, rote Feuerzungen für den Bruchteil eines Augenblicks das Schwarz der Nacht.

„Rechts und links heraus — schwärmen!" Es hätte des Kommandos nicht bedurft. Ein Maschinengewehr faßt die Ausschwärmenden mit seiner Todesgarbe. Manch einer

stürzt, die Knarre rasselt aufs Pflaster, ein Schrei durchschneidet die Nacht...

Dann liegen die 59er im Stoppelacker, und ihr Feuer, das sich nur gegen das Aufblitzen der russischen Gewehrmündungen richten kann, bringt den Feind rasch zum Schweigen.

„Seitengewehr pflanzt auf! Sprung auf, marsch, marsch!"

„Kartoffelsupp, Kartoffelsupp, und immerzu Kartoffelsupp!" gellt das Signal in der Finsternis. Wie ein Mann erheben sich die Schützenketten, Seitengewehr vorgestreckt, ein Hurra braust auf, dann geht es den sanften Abhang herunter zu einem unsichtbar murmelnden Bach, der Marause, durch das seichte Wasser den Hang hinan. Der Russe klammert sich an den Rand der Ortschaft Waplitz, verteidigt sich zäh und wirksam. Haus um Haus muß erstürmt werden, alles in der Dunkelheit, die nur schwach von rotem Schein eines brennenden Gehöftes erhellt wird. Nach langem Kampf sind ein Teil des Dorfes und die Maranje-Brücke in Deutscher Hand.

Weiter geht es nicht. Vergeblich sucht der Oberst Sommer seine Leute anzutreiben. Sie sind ausgepumpt, der Schwung des Sturmes war im überlegenen Feuer der gut eingegrabenen und in den Häusern verschanzten Russen verpufft. In den Gärten, auf der Dorfstraße, hinter Misthaufen suchen die 59er Deckung und halten sich, so gut es geht. Langsam treffen Verstärkungen ein, im Dunkeln kaum wahrnehmbar, auch zu schwach, um das Regiment Hiller wirksam zu unterstützen.

Es wird heller, doch der Nebel weht um die Häuser, vermengt sich mit den dünnen Schwaden des Pulver-

dampfs. Das Geknatter des Gewehrfeuers, das regelmäßige wütende Tacken der Maschinengewehre erfüllen die Luft. Und während das Feuer der Russen scheinbar immer stärker wird, verstummt hier und da die Stimme der Deutschen Gewehre. Die Munition wird knapp, und das wohlgezielte russische Feuer zwingt die Posener immer mehr in Deckung.

Oberst Sonntag schickt eine Ordonnanz nach der anderen nach hinten. Wo bleibt die Division? Warum kommt keine Verstärkung? Was macht unsere Artillerie? Schließlich müssen sogar Offiziere den Weg nach hinten einschlagen, nachdem alle Ordonnanzen nichts ausrichten konnten. Nur noch wenige Gewehre stark klammern sich die Kompagnien krampfhaft an das gewonnene Gelände, wenn sie auch oft das Feuer des Gegners nicht zu erwidern vermögen. Stunden vergehen.

Die Sonne glüht wie ein roter Pfannkuchen durch den Nebel. Immer heller, gelber, dann weißer wird sie. Und dann zerreißt der Nebelschleier und ist plötzlich wie fortgeblasen. Man kann kaum glauben, daß er noch vor einer Minute jede Sicht nahm. Die Armbanduhr zeigt 6,30 Uhr. Nun wird Deutsche Artillerie eingreifen können. Zwar kann der Russe auch besser sehen, aber gegen die Deutsche Artillerie wird er ja doch nicht aufkommen.

Es kommt anders. Richtig: hinten brüllten plötzlich hundert Schlünde auf. Aber die Granaten schlagen mitten in die Reihen der 59er. Eigene Artillerie! Ja, wissen sie denn nicht, daß die Deutschen den Westrand von Waplitz halten?! Eine Gruppe nach der anderen schlägt mitten

in Deutsche Stellung ein, reißt weitere Lücken in die schon so gewaltig gelichtete Schützenkette.

Der Regimentsadjutant springt auf, rennt in großen Sprüngen im Feuer der eigenen Artillerie und der russischen Maschinengewehre nach rückwärts. Nach einer Weile verlegt sich das Feuer weiter nach vorn, faßt nun den Russen, der sich bisher ins Fäustchen gelacht hatte. Dafür aber feuert nun die russische Artillerie fast aus allen Himmelsrichtungen auf das Regiment Hiller. Ueberall um Waplitz herum tobt der Kampf. Die 41. Division geriet in eine Falle. Es rächt sich, daß sie am 26. den geschlagenen Feind ungeschoren ließ, nicht verfolgte. Jetzt faßt er sie mit mörderischem Feuer von der Flanke, greift sie vom Norden an.

Das Regiment Hiller hat sich verschossen. Nach und nach bröckeln Teile von ihm ab, gehen, nachdem sie die letzte Kugel hinausgejagt hatten, zurück. Das Gros hält sich aber immer noch: es war ja kein Rückzugsbefehl gekommen.

Endlich kommt der Befehl: „In Ausgangsstellung zurück!"

Eine Kompagnie deckt den Rückzug. Das Regiment, die Trümmer des Regiments weichen. In Ordnung erreicht es die Ausgangsstellung. Der Russe begeht den gleichen Fehler, den die 59er am 26. begangen: er drängt nicht nach.

Die gesamte 41. Infanterie-Division hat schwer gelitten. Selbst einen Teil der Artillerie mußte sie dem Feind lassen, auch eine größere Anzahl Gefangene.

Das Regiment Hiller allein verlor 28 Offiziere und 1400 Mann, außerdem hatten sich in Waplitz 11 Offiziere

und 350 Mann, zum größten Teil verwundet und abgeschnitten, dem Russen ergeben. Darunter fiel auch der schwer verwundete tapfere Oberst Sonntag, der Regimentskommandeur, in Feindeshand und wurde später beim Vormarsch von Offizieren seines Regiments auf dem Gutshof von Frankenau tot wiedergefunden.

—*—

Als die Nachricht von der Niederlage der 41. Infanterie-Division das Oberkommando auf seinem Gefechtsstand bei Frögenau erreichte, schlug sie dort wie eine Bombe ein. Die Herren des Stabes befürchteten einen russischen Durchbruch auf dem Frontabschnitt der 41. Division. General Ludendorff teilte diese Befürchtung nicht. Doch auch ihn enttäuschte die Niederlage sehr. Der Russe im Norden erhielt dadurch die Möglichkeit, nach Südosten auszuweichen und sich dadurch der Umklammerung zu entziehen, umso eher als das I. A. K. des Generals v. François immer noch nicht in Richtung Neidenburg vorgestoßen war.

Ein Ordonnanzoffizier überbrachte General v. François den Befehl, unverzüglich die 2. Infanterie-Division in Richtung nördlich Neidenburg in Bewegung zu setzen. Der Befehl wurde ausgeführt. Dadurch wurde die Tragweite des Mißerfolges bei Waplitz wenigstens zum Teil gemindert.

Vom Gefechtsstand des A. O. K. 8 aus war von den Kampfhandlungen nicht viel zu sehen. Das Gelände war durch Büsche und Waldinseln, Gärten und Hecken durchbrochen und zudem so ausgedehnt, daß man z. B. das Geschützfeuer im Norden des Schlachtfeldes im Frögenau gar nicht hören konnte. Und die modernen Schlach-

ten werden ja sozusagen unsichtbar geführt, da die Uniformen Schutzfarbe haben und im Gelände schwer sichtbar sind, da die Kämpfer sehr auf Deckung achten und die Verbände niemals in geschlossenen Kolonnen kämpfen. Aber der Gefechtslärm tönte überall. In größter Spannung harrte der Feldherr in Frögenau auf die weitere Entwicklung der Kampfhandlungen. Meldungen kamen erst spärlich. Dann löste sich die Spannung: General v. Morgen, der tatkräftige und kühne Führer der 3. Reserve-Division, meldete, daß er den Befehl zum Angriff auf das ihm gegenüberstehende russische XV. A. K. gegeben habe.

Es war, als habe der Entschluß des Generals v. Morgen einen Zauberbann gebrochen. Umfaßt durch die Landwehr-Division v. d. Goltz und von vorn schneidig durch die Reservisten angegriffen, gab der Russe nach. Der Donner der Deutschen Kanonen steigerte sich zu einem wahren Trommelfeuer. Besonders die schwere Artillerie ging den Russen mächtig auf die Nerven, deren Geschosse sie „tschemodany", d. h. Reisekoffer nannten. Dem zurückflutenden Feind drängte mit frischer Kraft die Deutsche Infanterie nach, warf ihn nach kurzem Kampf, der häufig mit blanker Waffe geführt wurde, aus Stellungen, in denen er sich festzusetzen versuchte.

Der Ring war im Begriff, sich zu schließen. Noch leistete der Russe heftiaen Widerstand, der zwar rasch überwunden werden konnte, jedoch immer wieder aufflammte. Doch die Schlacht war bereits gewonnen. Teile des I. A. K. drangen weit in den Rücken des Feindes ein, gleichsam ein Keil, der die Narew-Armee in zwei ungleiche Teile spaltete: im Norden gut zweieinhalb Armee-Korps,

die nun eingeschlossen wurden, im Süden Teile des XXIII. und das geschlagene und zurückgeworfene VI. A. K. In der Nacht zum 29. besetzten die Deutschen Neidenburg und Willenburg und schlossen somit den Ring vollständig, da sie auf diese Weise Fühlung mit dem XVII. Deutschen A. K. bekamen.

Am Nachmittag erhielt das Oberkommando die Meldung, daß sich die russische Njemen-Armee in Marsch gesetzt hatte. Ihr linker Flügel schwenkte langsam nach Südwesten ein, wollte also der hart bedrängten Narew-Armee zu Hilfe eilen. Freilich „eilte" er auf russische Weise, schwerfällig und mit riesigem Zeitverlust. Nicht umsonst nannte der Feldherr Ludendorff den General v. Rennenkampf „den Zauderer". Die Njemen-Armee konnte den Deutschen Sieg und die Vernichtung der Armee Samsonow nicht mehr verhindern.

„Lassen Sie nur," meinte Ludendorff zu Oberstleutnant Hoffmann, der Weisungen erbat. „Das sind Sorgen des morgigen Tages. Er kommt doch zu spät."

An diesem Tage durfte sich der Feldherr eine kurze Siegesfreude gönnen. Es waren keine unmittelbaren Aufgaben da, die sofort erledigt werden mußten. Sein heißes Soldatenherz zog ihn zur kämpfenden Truppe. Er wollte wie bei Lüttich mitten unter Frontkämpfern sein, in die Augen schauen, die hundertfach den Tod gesehen und nun einem Sieg entgegenlachen durften. Er machte den Vorschlag dem Oberkommandierenden. Generaloberst v. Hindenburg war einverstanden. Die beiden Befehlshaber bestiegen einen Kraftwagen und fuhren nach Mühlen, wo am Morgen die Landwehr angegriffen hatte.

Hier wiederholte sich einer der unbegreiflichen, aber häufig vorkommenden Ausbrüche der Panik, die manchmal ernste Kampflagen schaffen können. Wie in Löbau am 26. jagten auch hier auf der Landstraße nach Frögenau Train- und Munitionskolonnen auf kopfloser Flucht daher.

„Die Russen!" brüllten die Fahrer dem Generalsauto entgegen. „Die Russen kommen!"

Einige Landwehrleute, Gewehr im Arm, hasteten zwischen den Fahrzeugen rückwärts. Auch ihre Gesichter waren weiß und schreckverzerrt. General Ludendorff schüttelte den Kopf, hauchte die Fliehenden an, daß ihnen eine Angst durch die andere — vor dem goldbestickten Kragen und der Generalsmütze — vertrieben wurde. Es kam Ordnung in das Durcheinander, die Landwehrleute machten beschämt kehrt. Und dann kamen die Russen.



Ein endloser Zug von Gefangenen. Seltsam unmilitärisch sieht ein Soldat aus, sobald er abgeschnallt und Mantel oder Uniformrock lose um den Körper schlottern hat. Zudem sind Russen in ihrer Masse kein soldatisches Volk. Der preußische „Zuck", der alte Soldaten selbst in Zivil Haltung bewahren läßt, der ihnen im Rasseerbgut sitzt und niemals verleugnet werden kann, der fehlt dem Russen. Sobald er Waffen und Lederzeug und damit auch den Respekt vor der befehlenden Stimme des Offiziers, des Unteroffiziers abgelegt hat, wird er wieder ein gutmütiger, stets etwas zerzauster und unordentlicher „Muschik", Bauer. Natürlich gibt es auch da Ausnahmen, die rassisch bedingt sind, denn auch die nordische Rasse ist im russischen Volk vertreten. Aber im großen und ganzen boten die russischen Gefangenen einen derartig unmilitärischen Anblick, daß man kaum glaubte, wenn man sie sah, daß sie noch vor kurzer Zeit einem als tapfere Gegner gegenüberstanden.

Das waren die Russen, vor denen die Trains ausgerückt und auf ihrer kopflosen Flucht auch die tapferen Landwehrleute mitgerissen hatten, die noch Stunden vorher gegen starke russische Uebermacht an Menschen und Waffen, namentlich an Artillerie, mit Todesverachtung gestürmt hatten.

Die ganze Straße nach Mühlen war mit Gefangenen vollgestopft. Auch Verwundete waren darunter, die von ihren Kameraden gestützt und getragen wurden, teilweise schon durch eigene oder Deutsche Sanitäter verbunden. Die beiden Generale mußten ihre Weiterfahrt aufgeben. Es war zu umständlich, mit dem Kraftwagen durch diese unzählbaren Menschenmengen durchzukommen.

Das Hauptquartier wurde nach Osterode verlegt. Es mußte der Njemen-Armee näher sein, die das nächste Ziel der Deutschen Unternehmungen war. Die Schlacht von Tannenberg war geschlagen. Es galt nur, die Ausmaße des Sieges festzustellen und ihn auszuwerten.

—*—

Am 29. und 30. August fielen die letzten Schläge. Der Ring schloß sich nun vollständig und eisern fest. Inmitten dieses Ringes irrten kopflos ganze russische Divisionen, geschlossen und in kleine Verbände zersprengt, leisteten hier und da noch heftigen, aber erfolglosen Widerstand. In den Waldgebieten zwischen den Seen gerieten häufig Freund und Feind durcheinander. In den schwarzdunklen Nächten beschossen sich zuweilen Deutsche Formationen, die sich nicht erkannten, lieferten sich russische Regimenter blutige Gefechte. Die wenigen Deutschen, die in der Zeit bis zum 28. in russische Gefangenschaft geraten waren, wurden befreit und ihren Truppenteilen zugeführt. Ganze russische Batterien steckten in den Sümpfen und Wäldern, reiterlose Pferde irrten wiehernd umher, von dem überall knatternden Gewehrfeuer und den Einschlägen der Artilleriegeschosse aufgeschreckt. Und die Deutschen Infanteristen marschierten, marschierten, marschierten. Mit Lungen und Beinen wurde dem noch unübersichtlichen Sieg der letzte Schliff gegeben.

Inmitten des eisernen Ringes der Deutschen irrte auch der russische Oberbefehlshaber, General Samsonow, mit seinem Stabe durch die Wälder. Seine Verbindungen zu den Korps waren schon lange unterbrochen. Er wußte überhaupt nicht, wie es um seine Armee stand. Er wußte

nicht, welche Korps umzingelt und gefangen genommen waren und welche sich durchgeschlagen hatten. Aber überall knatterte Schützenfeuer, tackten wie Riesennähmaschinen die Maschinengewehre, barsten Deutsche schwere und leichte Granaten. Von einem Ort zum anderen eilte der unglückliche Heerführer, suchte vergeblich Reste der Divisionen, zersprengte Einzeltrupps und von wilder Panik ergriffene Leute zu einem letzten Widerstand zusammenzufassen. Er hatte wenig Erfolg. Nach wenigen Schüssen stoben die Verbände auseinander oder warfen die Waffen fort und ergaben sich den vorstürmenden Deutschen. Die Schlacht war endgültig verloren.

Diese Ueberzeugung schmetterte den unglücklichen General völlig nieder. Er erkannte, daß nicht nur das Glück auf Seiten der Deutschen war. Er erkannte, daß außer dem Zufall und der Ueberlegenheit des Deutschen Könnens auch sein eigenes Versagen als Armeeführer schuld an der



Niederlage war. Samsonow war ein begeisterter Soldat, der sein Vaterland mit ganzer Seele liebte. Er sah in seiner Niederlage ein Zeichen, einen Beweis dafür, daß Rußland in diesem Kriege unterlegen sein wird. Wenn er mit den Elitetruppen, der sogenannten „gelben" Garde — so genannt, weil die Schnüre und Litzen der in Warschau liegenden Garderegimenter einheitlich gelb waren — trotz seiner zahlenmäßigen Ueberlegenheit in wenigen Tagen von den Deutschen nicht nur geschlagen, sondern förmlich vernichtet werden konnte — was wird erst, wenn die Elitetruppen verbraucht, wenn die schlecht ausgebildeten und ausgerüsteten Regimenter der zweiten Linie Krieg führen müssen!

General Samsonow saß abseits von seinem Stabe auf dem Biwak im Walde. Aus Furcht, die Aufmerksamkeit der Deutschen heranzuziehen, hatten sie kein Feuer gemacht. In einer dichten Gruppe hockten die Offiziere des Stabes auf Baumwurzeln und einfach auf der Erde. Ein Gespräch kam nicht auf. Zu schwer waren die Gedanken, die alle beschäftigten. Hier und da glimmte das Ende einer Zigarette, sorgfältig mit der vorgehaltenen Hand abgeschattet. In der Nähe rasselten die Pferde mit Kandaren und Kinnketten, schnaubten und traten von einem Fuß auf den anderen. Ein paar Kosaken der Stabswache lagerten daneben.

In der Ferne donnerten Deutsche Geschütze. Da gab der Deutsche dem erschütterten Feinde den Rest. Zuweilen trug der Nachtwind wütendes Geknatter des Infanteriefeuers heran. Irgendwo brannten noch Dörfer; denn eine rote Lohe stand über den Bäumen, schimmerte gespenstisch zwischen den dicht belaubten Zweigen.

Der General zündete sich eine Zigarette an. Er sah, daß seine Hand mit dem Zündholz nicht zitterte, und lächelte zufrieden. Sein Entschluß war gefaßt.

Er erhob sich. Der Stabstrompeter Jerschow sprang auf die Füße. „Nicht nötig, mein Lieber," sagte der General freundlich. „Ich brauche dich nicht."

Gehorsam ließ sich der Kosak nieder. Die Dunkelheit des Waldes verschlang die untersetzte, etwas vornübergebeugte Gestalt des geschlagenen Heerführers. Ein trockenes Zweiglein knackte unter seinem Fuß, das Laub des Gebüsches raschelte leicht. Dann ward es still. Die Herren des Stabes achteten nicht auf ihren General. Er hatte sich auch jede Gesellschaft verbeten.

Nach einer Weile — ein Schuß. Die Russen sprangen erschreckt auf. Kosaken der Stabswache kamen augenblicklich mit den Pferden. Die Offiziere saßen auf, gaben den Pferden die Sporen. Die Deutschen mußten wieder da sein!

Der Stabstrompeter ritt an den Generalstabschef heran: „Seine Exzellenz, Euer Hochwohlgeboren... Seine Exzellenz sind fort!"

„Was? Wo? Hast du ihn gesehen?" Der Offizier zügelte etwas seinen Vollblüter.

„Jawohl, Euer Hochwohlgeboren! Seine Exzellenz traten vorhin in den Wald. Noch bevor der Schuß fiel."

Der Offizier schwieg. Stammte der Schuß vielleicht vom General? Hat er sich in seiner seelischen Not das Leben genommen? Man müßte ja nachsehen. Vielleicht... Doch etwas sagte ihm, daß alles Suchen umsonst sein würde. Und schließlich — war das nicht das Beste? Ein Schuß, ein kleines rundes Loch in der Schläfe — und

alles, Verantwortung und Schande und verletzter Stolz, alles war ausgelöscht. Es war nicht so einfach, nach einer solchen verlorenen Schlacht dem Großfürsten Oberstkommandierenden vor die Augen zu treten. Nikolai Nikolajewitsch war kein feiner Herr, der seine Worte und seinen Zorn zu zügeln für nötig fand. Nein, so war es besser. Der Generalstabschef wußte, daß Samsonow den geringsten Anteil Schuld an der Niederlage trug. Zunächst waren diese Deutschen wahrhaftige Teufel, die eine Armee aus dem Boden zu stampfen und das Unmögliche möglich zu machen vermochten. Dann mischte sich das Große Hauptquartier unentwegt in alle Anordnungen, und General Schilinski, der weit hinten steckte, wußte alles besser und duldete keinen Widerspruch. Und endlich — was tat Rennenkampf? Das war ja reinster Landesverrat, die Schwesterarmee angegriffen zu wissen und ihr nicht zu Hilfe zu kommen. Sitzt da mit seinen Kumpanen in Insterburg und besäuft sich Tag für Tag zur Feier des eingebildeten Sieges bei Gumbinnen! Anstatt in Eilmärschen weiter zu dringen und den Deutschen in den Rücken zu fallen. Nein, Samsonow war am wenigsten schuld am Ganzen.

Er ritt schweigend weiter, und der Stabstrompeter blickte ihm verwundert nach. Der schien das Schicksal des Generals nicht gerade zu Herzen genommen zu haben! Der Trompeter wendete sein Pferd und galoppierte zum verlassenen Biwak.

Er kam nicht weit. Plötzlich erscholl ein lautes Halt, ein Schuß fiel. Der Trompeter kullerte vom Pferde — unverletzt — rappelte sich wieder hoch und hob die Arme. Es hatte keinen Zweck. Es waren mehrere Kerle da

mit Pickelhelmen in Stoffüberzügen, und sie kamen mit ihren Seitengewehren unangenehm nahe.

„Säbel her! Pistole auch!" kommandierte der eine Deutsche. Und obgleich der Russe kein Wort Deutsch verstand, gehorchte er. Daß er die Waffen hergeben sollte, war klar.

„So," sagte der Deutsche. „Und nun renne! Dorthin. Da sind schon welche von euch. In rauhen Mengen. Los! Allez!" Er zeigte die Richtung mit der einen Hand und stieß mit der anderen den Gefangenen leicht ins Genick. „Allez, pascholl, bißchen plötzlich, verstanden? Bist wohl dumm, wat? Los, Rußki!"

Der Gefangene getraute sich nicht. Vielleicht will er ihn nur laufen lassen, um ihn nachher „auf der Flucht zu erschießen"? Man erzählte in Rußland so viel von Deutschen Greueln an Gefangenen. Will er ihn etwa so ermorden? Der baumlange Kerl fiel plötzlich auf die Knie und begann den Deutschen zu beschwören, ihm nichts zu tun. Der Kronprinzengrenadier trat etwas erschreckt zurück.

„Wat will der Kerl? Ist er verrückt geworden? Kann denn keener von euch Kerlen russisch? Einjähriger, he? Fragt ihn, wat er will!"

„Jawohl, Herr Unteroffizier! Aber russisch kann ich auch nicht. Will's versuchen." Der Junge mit den runden Brillengläsern trat vor und schüttelte den Russen an der Schulter: „He, Panje! Pascholl do domu! Tamo waschi!" Das war ein fürchterliches Durcheinander von Polnisch, Galizisch-Russisch und eigener Fantasie, aber der Stabstrompeter Jerschow begriff. Er begriff, daß man ihn nicht ermorden wollte, sondern er allein durch

den Wald zur Gefangenensammelstelle laufen mußte. Er erhob sich und grinste schüchtern. Der anbrechende Morgen wirkte beruhigend.

„Los," sagte der Unteroffizier. „Lauf, Mensch, Rußki! Wir haben keine Zeit!"

Der Rußki langte in die Hosentasche und brachte eine Packung russischer Zigaretten zum Vorschein. Verlegen grinsend steckte er die dem Einjährigen zu, der ihm nicht so schroff erschien wie der Unteroffizier, mit dem anscheinend nicht gut Kirschen zu essen waren.

„Ah, Zigaretten! Fein! Das haste fein gemacht, Rußki! Aber haste selbst welche? He? Fragen Sie ihn, Einjähriger!"

Das war leichter gesagt als getan. Weder die Fantasie, noch die slawischen Sprachkenntnisse des Philologiestudenten reichten für derlei Konversation aus. Er griff einfach in die Schachtel, entnahm die Hälfte der Zigaretten und steckte dem Russen den Rest wieder zu.

„Nimm! Sam njema. Nimm, Rindvieh!" als der Russe sich weigerte. Schließlich steckte Jerschow die zurückgegebenen Zigaretten ein, legte stramm die Hand an die Mütze und verschwand in der bezeichneten Richtung. Die Patrouille aber steckte sich je ein „Stäbchen" an und ging weiter vor. Man hörte die Kompagnie schon anmarschieren.

Die Früchte des Sieges

Es war auch am 30. August noch nicht zu übersehen, was der Sieg bedeutete und welche Ausmaße er hatte. Erst allmählich klärte sich die Lage. Eins wußte der Feldherr Ludendorff: die Armee Samsonow war geschlagen, und nun galt es, Rennenkampf im Norden anzupacken und zu vernichten. Er hatte keine Zeit, sich einem Siegestaumel hinzugeben. Sein Stab und der Oberbefehlshaber feierten den Sieg — das genügte. Der Feldherr hatte anderes zu tun.

Er sichtete die Beute und sorgte für ihre Bergung und Verwertung. Er sorgte für die Verpflegung der eigenen Truppen und der unzähligen Gefangenen, für die Versorgung der Verwundeten und Bestattung der Gefallenen. Er sorgte auch für die Zivilbevölkerung im Bereiche der Kampfhandlungen. Vor allem aber ließ er die in der Schlacht freiwerdenden Truppen, namentlich das I. Reserve-Korps in seiner Ruhestellung bereits eine Front einnehmen, die ihm künftige Operationen gegen Rennenkampf sofort ermöglichte. Sein Geist beschäftigte sich bereits mit der kommenden Schlacht, während die soeben geschlagene in ihren Ausmaßen noch nicht feststand.

Erst wurden etwa 30 000 Gefangene gemeldet. Am nächsten Tag stellte es sich heraus, daß diese Zahl bei weitem nicht stimmte. 40 000, 50 000, 60 000. Und zum Schluß stand die Zahl mit 92 000 fest.

153 000 Deutsche mit 296 Maschinengewehren und 728 Geschützen standen in der gewaltigen Schlacht 191 000 Russen mit 384 Maschinengewehren und 612 Geschützen gegenüber. Und während die siegreichen Deutschen nur etwa 5000 Tote und 7000 Verwundete verloren hatten, beliefen sich die Verluste der Russen auf etwa 50 000 Gefallene und 92 000 Gefangene. Hierin liegt der einwandfreie Beweis der Ueberlegenheit Deutscher Führung, die allein in der Hand des Feldherrn Erich Ludendorff lag.

Die Armee Samsonow hatte aufgehört zu bestehen. Ueber zweieinhalb Armee-Korps waren gefangen oder zusammengeschossen. Die Reste — etwa eineinhalb Armee-Korps — wurden geschlagen und unter schweren Verlusten über die Grenze geworfen. Zwar versuchten sie am 30. August, die eingeschlossenen Teile der Armee durch einen Vorstoß auf Neidenburg zu entsetzen, doch das I. A. K. des Generals v. François machte vieles von seinen Fehlern in der Schlacht selbst wieder gut, indem es die Russen entscheidend schlug und wieder über die Grenze jagte.

Nun sammelte sich die 8. Armee zum Schlage gegen die Narew-Armee, die sich auf die Nachricht von der Niederlage Samsonows hin eilig zurückzog und östlich der Seesperrbefestigungen Stellung bezog. Aus der Schlacht von Tannenberg entwickelte sich unter Ludendorffs genialer Führung organisch und scheinbar von selbst die erste Masurenschlacht, ein neuer, stolzer Sieg der Deutschen Waffen.

Die Bezeichnung „die Schlacht von Tannenberg“ wurde dem gewaltigen Ringen auf Vorschlag des Generals Ludendorff gegeben. Er dachte dabei an die Schlacht im

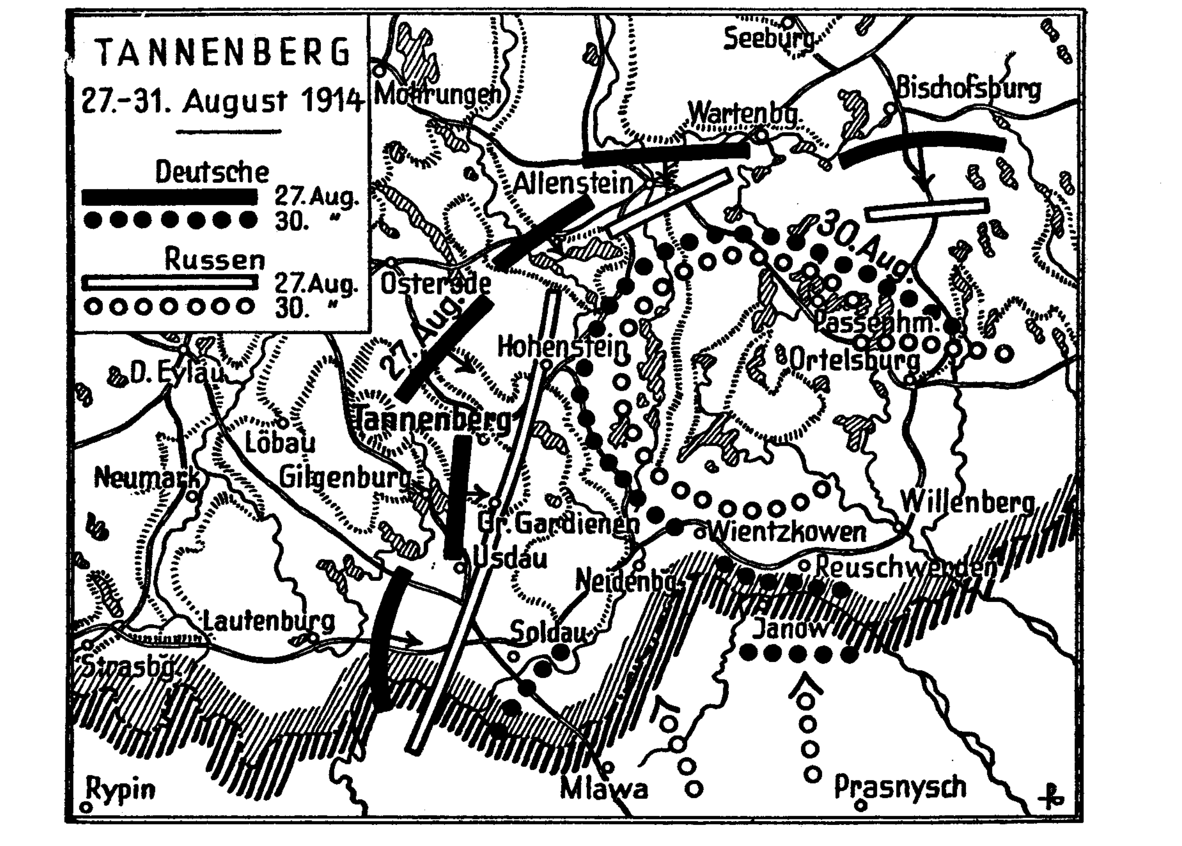
Jahre 1410, die auf gleichem Gelände stattgefunden und in der das vereinigte Slaventum — Polen und Litauer — das durch den Deutschen Ritterorden vertretene Deutschtum vernichtend geschlagen hatte — wenn auch dank schnödem Verrat in eigenen Reihen der Deutschen, verursacht durch die unmenschliche und üble Haltung des Ordens in der Vorzeit. Jetzt schlug das geeinte Deutschtum das angreifende russische Slaventum auf gleichem blutgetränktem Boden ebenso entscheidend und wetzte die Scharte auf diese Weise aus.

Es steht fest, daß die Schlacht von Tannenberg Deutschland vor russischem Einmarsch bewahrt und dem Deutschen Heer die Möglichkeit gegeben hat, vier Jahre lang dem feindlichen Ansturm siegreich zu trotzen. Daß es nachher unterlag, war dem Dolchstoß von 1918 zu verdanken. Das Deutsche Heer hatte keine Schuld daran.

Dadurch aber hat die Schlacht von Tannenberg die finsteren Pläne der Kräfte zerstört, zum mindesten sehr erschwert, die den Weltkrieg 1914/18 entfesselt hatten, um das Deutsche Volk zu vernichten und das Deutsche Kaiserreich zu zerschlagen. Vier Jahre lang mußten diese Mächte, die überstaatlichen Mächte: Rom, Juda und Freimaurerei, geheim wühlen und ihr Gift verspritzen, bis das Deutsche Volk reif für die Revolte vom November 1918 war und sich selbst entwaffnete und verriet. Daß es nicht früher geschehen war, gleich zu Beginn des Völkerringens, das hat das Deutsche Volk den heldischen Leistungen des Deutschen Heeres und seiner Führung in der Schlacht von Tannenberg mit zu verdanken.

Solange Deutschland lebt und wehrhaft ist, wird es die gewaltigste Durchbruchs- und Umfassungsschlacht

der Kriegsgeschichte und den Mann, der sie schlug, Erich Ludendorff, nicht vergessen. Sonst ist es nicht mehr wert zu leben.


TANNENBERG
27.-31. August 1914
Deutsche
27. Aug.
30. "
Russen
27. Aug.
30. "
Seeburg
Bischofsburg
Mohrungen
Wartenbg.
Allenstein
30. Aug.
Osterode
27. Aug.
Passenhm.
Hohenstein
Ortelsburg
D. Eylau
Tannenberg
Löbau
Neumark
Gilgenburg
Willenberg
Gr. Gardienen
Wientzkowen
Usdau
Reuschwenden
Neidenbg.
Lautenburg
Soldau
Janow
Strasbg.
Rypin
Mlawa
Prasnysch

Folgende Bücher sind bis jetzt erschienen:

Kipp:

1. Der Ruf des Waldes
2. Schüsse in der Nacht
6. Als Spion in Feindesland
7. In Schnee und Eis
11. Jugendstreiche
12. Der Rächer
14. Flüchtlinge
15. Zigeunerfriedel
16. Im Grenzwald
17. Die Wolframssöhne
18. Die Pirateninsel
19. Unter heißer Sonne
26. Das Land der Tränen

Rehwaldt:

3. Eine Wikingerfahrt
8. Die Hunnen kommen
20. Die letzten Freien
21. Das Geheimnis um Ellen
22. Mit Ludendorff vor Lüttich
29. König Ariovist
30. Tannenberg rettet Ostpreußen

Matthießen:

23. Meier, der Dackel

Lotte Huwe:

10. Liebe und Leid
24. All' meine Gedanken, die ich hab'
28. Der letzte Prunheimer

Persich:

25. Der Sehnsucht ewiges Lied

Engelkes:

4. Seemannsgarn
9. Ute
32. Erste Liebe, goldene Zeit

Ziese:

13. Anka

Pfeifer: 31. Im Waldgarten